



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

"Jetzt in der Zukunft Arbeiten" (Helmut)
Der Start einer Inklusiven Forschungsgruppe.

verfasst von | submitted by

Valentin Meuchelböck BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 848

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Bildungswissenschaft

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Oliver Koenig

Abstrakt:

Im Rahmen der Masterarbeit „Jetzt in der Zukunft arbeiten“ wurde eine inklusive Forschungsgruppe unter der Prämisse des freien Zugangs gegründet. Zentral war, dass der Gruppenprozess ohne Vorannahmen, Theorien oder Arbeitsthesen startete und jegliche Themen und Vorgehensweisen unter der Mitbestimmung aller Gruppenmitglieder entstanden. Der Fokus dieser Arbeit liegt auf den ersten zehn Monaten der Zusammenarbeit. Die Forschungsfrage lautet: Wie kann der Start einer inklusiven Forschungsgruppe unter der Prämisse des freien Zugangs verlaufen?

Die Dynamik innerhalb der Gruppe und deren Veränderungen standen im Mittelpunkt, ebenso wie die angewandten Arbeitsmethoden und die geschaffenen inklusiven Räume. Es wurde nicht ÜBER Menschen mit besonderen Bedürfnissen, sondern MIT ihnen geforscht. Zur Datenerhebung wurden autoethnographische Texte und Auszüge aus einem Forschungstagebuch verwendet, welches durch ständige Reflexion entstand und wichtige Aussagen aller Gruppenmitglieder enthielt. Zudem wurden Interviews aufgezeichnet, die die Reflexion über den Gruppenprozess fokussierte. Zur Auswertung wurde ein induktiver Stil, der Grounded Theory ähnelnden Vorgehensweise, gewählt (vgl. Glaser/Strauss 1998) und mit einer Situationsanalyse nach Clarke (2012) kombiniert. Verschiedene Maps gaben einen Überblick über die thematischen Zusammenhänge. Die Auswertung wurde mit autoethnographischen Passagen kombiniert, um die Nähe zum Projekt zu bewahren.

Der Forschungsprozess war dynamisch und von Herausforderungen geprägt, wodurch Reflexionen und Offenlegungen von Annahmen essenziell wurden. Emotionale Offenheit, gegenseitige Unterstützung, präzise Kommunikation und flexible Methoden waren entscheidend, um ein starkes Gemeinschaftsgefühl zu entwickeln und auftretende Herausforderungen zu bewältigen. Die Diskussion innerhalb der Gruppe über Selbst- und Fremdbestimmung verdeutlichte, wie äußere Rahmenbedingungen die Entscheidungsfreiheit beeinflussten. Im Projekt wurde ein inklusiver Raum für offene Gespräche und persönliche Themen geschaffen, was das Vertrauen und die Zusammenarbeit stärkten. Inklusives Arbeiten erfordert dabei, dass jegliche Entscheidungen gemeinsam getroffen werden und eine positive Gruppendynamik gefördert wird. Basierend auf den Erfahrungen in der Arbeitsgruppe wird ein mögliches Konzept für die Eröffnungsphase einer inklusiven Forschungsgruppe vorgestellt.

Abstract:

As part of the master's thesis "Working in the Future Now" an inclusive research group was established under the premise of open access. The central aspect was that the group process began without any assumptions, theories, or working hypotheses, with all topics and approaches arising through the participation of all group members. This thesis focuses on the first ten months of our collaboration. The research question is: how can the start of an inclusive research group under the premise of open access unfold?

The focus was on the dynamics within the group and their changes, as well as the working methods applied and the inclusive spaces created. Research was conducted not ABOUT people with special needs, but WITH them. For data collection, autoethnographic texts and excerpts from a research diary were used, which emerged through continuous reflection and contained important statements from all group members. Additionally, interviews were recorded that focused on reflecting on our group process. For the evaluation, an inductive approach similar to Grounded Theory (cf. Glaser/Strauss 1998) was chosen and combined with a situational analysis according to Clarke (2012). Various maps provided an overview of thematic connections. The evaluation was combined with autoethnographic passages to maintain proximity to the project.

The research process was dynamic and characterized by challenges, making reflections and the disclosure of assumptions essential. Emotional openness, mutual support, precise communication, and flexible methods in the group were crucial in developing a strong sense of community and addressing emerging challenges. Discussions within the group about self-determination and external determination highlighted how external conditions influence decision-making freedom. The project created an inclusive space for open discussions and personal topics, which strengthened trust and collaboration. Inclusive work requires that all decisions are made collectively and that a positive group dynamic is fostered. Throughout this master's thesis, a possible concept for the initial phase of an inclusive working group is presented.

Inhalt

1	Vorspann	1
2	Einführender Start	4
2.1	Was überhaupt?	4
2.1.1	Forschungsgruppe	5
2.1.2	Inklusive Forschung	10
2.1.3	Inklusion und seine*ihre Töchter*Söhne	16
2.1.4	Selbst-/Fremdbestimmung bei Menschen mit besonderen Bedürfnissen..	22
2.1.5	Theorie/Praxis? Subjektivität/Objektivität? Eine kurze Einordnung.	24
2.2	Und jetzt? Forschungsfragen und -vorhaben.....	27
3	Methode.....	30
3.1	(Inklusive) Einbeziehung aller Gruppenmitglieder	30
3.2	Methodische Herangehensweise	38
3.2.1	Prozessbetrachtung und episodenhafte Darstellung	38
3.2.2	Datengewinnung und der autoethnographische Charakter.....	39
3.2.3	Umgang mit gewonnen Daten.....	42
4	Personen	46
5	In und mit der Gruppe	47
5.1	Immer wieder etwas Neues!	48
5.2	Organisation und Kontaktaufnahme.....	50
5.3	Endlich geht's los!.....	53
5.3.1	Ein mächtiges Kennenlernen.....	54
5.3.2	Alte Probleme immer noch nicht gelöst (Themenfindung).....	56
5.4	Zusammenwachsen der Gruppe und Arbeitsmethodenversuch(e) (K.L.)	61
5.4.1	Kann Arbeit nur Lohnarbeit sein!? – Gruppenarbeit(en)	61

5.4.2	Gruppendynamik.....	65
5.5	Fremdbestimmt von allen Seiten bis zur Selbstbestimmtheit, welch Illusion!?	69
5.5.1	Benennung der Gruppe.....	70
5.5.2	Fremdbestimmt: Jede*r durch jede*n und von außen.....	73
5.5.3	Freiraum zulassen – Inklusiver Raum eröffnet sich.....	75
5.6	Versuche, Versuche, Versuche und ihr Scheitern	79
6	Was bleibt?!.....	85
6.1	Zusammenführung der Ergebnisse.....	85
6.2	Konzept für Eröffnungsphase einer Inklusiven Arbeitsgruppe	89
7	Schluss.....	91
7.1	Wie geht es weiter?	91
7.2	Ein möglicher neuer Weg zur Inklusion.....	92
	Literaturverzeichnis.....	93
	Abbildungsverzeichnis	100
	Anhang	101

1 Vorspann

In meinem Studium fand ich viele Inhalte spannend, jedoch konnte mich nur wenig wirklich begeistern. Die Strukturen innerhalb des Studiums irritierten mich teilweise und doch zogen mich die Bildungswissenschaften mehr in ihren Bann, als ich gedacht hatte. Ob die häufig zur Sprache gebrachte Objektivität immer erreicht werden kann, bleibt für mich stets zu hinterfragen. Häufig hatte ich außerdem den Eindruck, dass es vielen Studierenden darum geht, die Ampel im Prüfungspass auf grün zu stellen. So blieben gefühlt einige Inhalte auf der Strecke, da es das im Vordergrund stehende Ziel war, Prüfungen „abzuhaken“. Mir ermöglichte die Zeit im Studium der Bildungswissenschaften, im Anschluss an meinen Lebensabschnitt als Koch, viele Stunden über mich selbst und meine Zukunft nachzudenken. Es gab mir den Raum zum Nachdenken, der mir zuvor zwischen Arbeit, Schlaf und Feiern fehlte. Raum zum Reflektieren über meinen Lebenslauf, meinen Habitus, meine Sozialisation und zum Hinterfragen meiner Herkunft. Und in Richtung Ende des Bachelors passierte es: In meinem vorletzten Semester, welches zugegebenermaßen für die maximale Ausnutzung der deutschen Studienbeihilfe BAföG geplant war, belegte ich lediglich zwei Seminare und in einem lernte ich die Autoethnografie kennen. Im Nachhinein bin ich sehr dankbar darüber, dass so etwas in dem Wirrwarr aus Theorien und Methoden gelehrt wurde, da ich erstmals Begeisterung empfand und vieles plötzlich einen Sinn ergab. Meine eigenen Gedanken in der Welt der Wissenschaft zu verordnen, meine eigene Reflexion sichtbar zu machen und endlich einen Weg abseits der stets zu erreichenden Objektivität innerhalb der Wissenschaft, mit welcher ich nur wenig anfangen konnte, zu gehen, erleichterte mich. Ich sah durch eine rosarote Brille in der Autoethnografie den Heilsbringer für die Wissenschaft – Spoiler: Ich lernte noch viel dazu. Das zweite Seminar, welches ich in dem vorletzten Semester meines Studiums belegte, war ein Forschungspraktikum, in dem wir dazu aufgefordert wurden, eine Inklusive Forschungsgruppe zu gründen. Dies war auch der Zeitpunkt, an dem ich Oliver¹ kennengelernt habe und er mir/uns die Inklusive Forschung nahebrachte. Ich sah in der Inklusiven Forschung den Heilsbringer für die Wissenschaft über bzw. jetzt mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen² – Spoiler: Ich

¹ Alle Namen sind anonymisiert, außer jene Personen, die im akademischen Kontext bekannt sind.

² Ich verwende in dieser Arbeit den Begriff Menschen mit besonderen Bedürfnissen, weil die Teilnehmenden in der Inklusiven Forschungsgruppe, diesen für am geeignetsten hielten. Die Diskussion war eine lange und schwierige, da ich in dieser Qualifikationsarbeit eine Benennung meiner

lernte noch viel dazu. Sowohl die Autoethnografie als auch die Inklusive Forschung riefen, wie erwähnt, eine regelrechte Begeisterung in mir hervor und für mich war klar, dass das die Bereiche sind, mit denen ich mich beschäftigen möchte. Wie in der Autoethnografie sah ich ebenfalls in der Inklusiven Forschung eine zu akzeptierende Lösung Wissenschaft zu betreiben und neues zu entdecken. Die beiden Forschungsfelder trugen dazu bei, dass ich doch noch meinen Master der Bildungswissenschaften an der Universität Wien begonnen habe.

Eine Bachelorarbeit, viel Freizeit, die Geburt meiner Tochter und im Ganzen einen entspannten Lebensabschnitt später war Dezember 2022. Ich war auf der Suche nach einem Masterarbeitsthema. Von Anfang an stellte sich mir die Frage, was ich machen soll und wie sowas abläuft. Schnell wurde mir klar, dass es für mich zwei Optionen gibt: Ein theoretisches Thema wählen, dieses einfach runterschreiben, keine großen Ansprüche an die Themenwahl, mich oder meinen Abschluss stellen oder ich hau' mich da mal so richtig rein und schau, ob „wissenschaftliches Arbeiten“ etwas für meine berufliche Zukunft ist. Nach dem ein oder anderem Gespräch mit Oliver, der mich auf meinem universitären Weg stark geprägt hat und inzwischen auf eine bestimmte Art und Weise eine Mischung aus Chef, Mentor und wissenschaftlichem Freund für mich geworden war, wurde die Idee einer Inklusiven Forschung für meine Masterarbeit geboren. Schon mein ganzes Leben lang lasse ich mich von Ideen hinreißen und begeistern – manchmal zu sehr. Für mich gibt es dann keinen anderen Weg, zumindest so lange nicht, bis dieser zu Ende ist. Nachdem einige Optionen abgehandelt wurden, habe ich mit einiger Unterstützung von Oliver die Möglichkeit bekommen, eine Inklusive Forschungsgruppe mit fünf Hauptgruppenmitgliedern zu gründen.‘ Oh mein Gott‘, dachte ich mir, ‚das wird groß, das ändert die Welt!‘ Ich werde nicht nur Inklusive Forschung betreiben, welche ich bereits zu beherrschen glaubte, sondern diese auch noch autoethnografisch begleiten. Von der festen Überzeugung getrieben, dass das funktioniert, stürzte ich mich in die Organisation, die perfekt funktionierte, was mich zu noch mehr Hochmut verleitete.

Hier war ich nun. Ein junger Vater, geboren 1992 in Deutschland, gelernter Koch, Student der Bildungswissenschaften in Wien, mit weniger Erfahrung, als er dachte, mit Hochmut und voller Überzeugung, saß an einem Tisch mit sieben Menschen und versuchte eine „wissenschaftliche Forschung“ aufzuziehen. Doch der Realitätshammer

Forschungsgruppe brauche – zumindest glaube ich das – hielten wir das für die beste Lösung (siehe Kapitel 5.5.1, sowie 2.1.1/2.1.2).

kam schnell. So einfach, wie ich gedacht habe, sollte es nicht werden und ganz schön viele Probleme (positive wie negative) tauchten auf, Veränderungen und Entwicklungen ergaben sich. Was ist inklusives Arbeiten überhaupt? Wie geht wissenschaftliches Arbeiten? Aufgrund dieser Fragen und Problemstellungen beschäftige ich mich in der folgenden Arbeit damit, wie der Prozess (m)einer Inklusiven Forschung verlaufen ist. Dies tue ich aus subjektiver Sicht, welche sich im Methodenabschnitt erklärt. Die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, versuche ich dennoch soweit es geht in den Fokus dieser Arbeit zu rücken und ihnen dadurch eine Stimme zum Prozess als ein Insgesamt zu geben. Denn sie sind für mich die Helden in dieser Geschichte und ohne sie wäre diese überhaupt nicht geschrieben worden.

2 Einführender Start

Die Logik im Aufbau dieser Arbeit mag zu Beginn verwirrend sein, jedoch sollte nach dem zweiten Kapitel bereits klarer sein, worauf sie hinauslaufen soll. Die während des Lesens entstehenden Fragen werden hoffentlich im Verlauf des Textes beantwortet, was gewissermaßen Zeit und Geduld der Leser*innen erfordert. Die Komplexität dieser der Arbeit zugrundeliegenden Inklusiven Forschungsgruppe bzw. der Gruppenarbeit in aller Vollständigkeit darzustellen war wohl meine größte Herausforderung im Schreibprozess. Hier bin ich klar gescheitert, da ich viele wichtige Aspekte aufgrund von Platz- und/oder Zeitmangel nur teilweise anreißen oder sie gar nicht zur Sprache bringen konnte. Bei anderen Aspekten fehlten mir stellenweise die richtigen Worte, um sie in der Tiefe zu erfassen und zu Papier zu bringen. Der Aufbau (genauer Kapitel 2.2) dieser Arbeit gliedert sich grob in drei Teile: Vorspann, Theorie/Methodik, Gruppenprozess. Der Vorspann dient vor allem dazu, meine Person einordnen zu können und deutet mein eigenes Forschungsinteresse an. Der Theorieteil und die Methodik stellen meine grundlegenden Verständnisse, die ich in die Arbeit mit hineingebracht habe, sowie meine Arbeitsweise dar.

2.1 Was überhaupt?

Ziel dieses Kapitels ist es, einen Überblick über die theoretischen Grundlagen sowie das behandelte Thema dieser Masterarbeit zu geben. Zu diesem Zweck weicht das Kapitel in einigen Punkten von einer konventionellen Vorgehensweise ab. Die Rhythmik der Arbeit erscheint zu Beginn etwas verwirrend, da vor allem eine subjektive Sicht auf den Prozess unseres Forschungsverlaufes im Vordergrund steht. Hier versuche ich, mit der Theorie zu Beginn eine Basis zu legen, die die Gründe für solch eine Forschung darlegen und dazu beitragen kann, das Vorgehen und die Forschungsfragen nachzuvollziehen. Es sollen verschiedene Theorien angerissen werden, die in den ausschnittweisen beschriebenen Prozessen immer wieder wichtig waren oder eine Stütze geben, um ein besseres Verständnis meiner Sichtweisen und Handlungen zu erzeugen. Dabei wird versucht, die Theorie sehr kurz zu fassen, da der Fokus auf der autoethnographischen Arbeit liegen soll, die jedoch ohne Theoriebezug nur schwer einzuordnen ist. Vermutlich wird eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis im Vordergrund stehen, weiters wird das Konzept der Inklusion, sowie eine leider als notwendig erachtete Beschreibung von uns

als Forschungsgruppe stattfinden. Der Aufbau erfolgt von klein (Forschungsgruppe) nach groß (Theorie vs. Praxis).

Wie in der gesamten Arbeit werde ich auch im vermeintlich „theoretischsten“ Kapitel in der Ich-Form schreiben und nicht, wie im akademischen Kontext üblich, von „dem Autor“ oder „dem Verfasser“ sprechen. Da ich mich selbst als zentralen Akteur im gesamten Prozess sehe, fällt es mir schwer, meine Subjektivität zu verbergen und mich als grammatikalische Person darzustellen (vgl. Schneider-Reisinger 2024, S. 1). Ich versuche daher, mein Handeln als Subjekt immer wieder hervorzuheben und einzuordnen, was auch durch die Methodenwahl der Autoethnographie in groben Zügen unterstützt wird (mehr dazu in Kapitel 3.2).

2.1.1 Forschungsgruppe

Mit dem wohl zentralsten Thema oder Objekt – wobei es vermutlich eher als ein Komplex aus vielen Subjekten zu betrachten ist – meiner Arbeit möchte ich beginnen, denn wie im ersten Abschnitt bereits angedeutet, habe ich eine inklusive Forschungsgruppe mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen gegründet. Lange stellte ich mir die Frage, wie und ob ich überhaupt meine Forschungsgruppe beschreiben möchte. Der Kontext der Arbeit erfordert für mich eine Beschreibung und nicht die teilnehmenden Menschen. Nach verschiedenen Ideen bin ich zu dem Entschluss gekommen, den Fokus auf unsere ausgesprochenen „besonderen Bedürfnisse“ zu legen, denn für uns als Gruppe war es von vornherein wichtig, dass jede*r seine*ihre Bedürfnisse aussprechen kann und diese akzeptiert werden, sowie auf sie eingegangen wird. Somit erachte ich es für diese Arbeit als wichtig, ein genaueres Bild der Gruppe zu bekommen, um das Handeln innerhalb dieser besser einordnen zu können. Eine genaue Kategorisierung der Hintergründe für die Bedürfnisse werde ich allerdings nicht vornehmen, da ich diese zum einen nicht im Detail kenne und sie zum anderen für mich als Person, für das Verständnis dieser Arbeit und für das Nachvollziehen unseres Arbeitsprozesses keine Rolle spielen.

Es bleibt offen, was „besondere Bedürfnisse“ eigentlich sind, hierbei legte die Gruppe jedoch den Fokus auf einzelne Punkte, wie zum Beispiel „etwas mehr Zeit brauchen beim Sprechen“ oder „Wiederholungen des Gesagten“. Das Verständnis, dass die Grundbedürfnisse bei allen Menschen gleich sind, ist der Ausgangspunkt. Häufig wurde

ich mit der Frage von Kolleg*innen konfrontiert, „was für eine Behinderung meine Gruppenmitglieder haben“ und konnte/kann diese nur schwer beantworten. Meist beruhte meine Antwort auf den „besonderen Bedürfnissen“, auf die wir während unserer Arbeit Acht genommen haben, was häufig eine gewisse Irritation und weitere Nachfragen mit sich brachte. Die gesamte Thematik ist von mehreren Seiten zu betrachten, denn Bezeichnungen und Zuschreibungen bringen nicht nur Negatives mit sich, wie das Versehen einer Menschengruppe mit einem Stempel, den sie meistens in ihrem Leben nicht mehr loswerden können. Eine Person mit Stigma (oder Stempel) wird als anders menschlich erlebt (vgl. Goffman 2020, S. 12), außerdem kann es eine Nichtqualifizierung für einen Raum, in dem sich das Individuum bewegt, mit sich bringen (vgl. Goffman 2020, S. 104). Eine Bezeichnung bestimmter Umstände kann aber in den bestehenden institutionellen Systemen, wie z. B. in dem Sozial- und/oder Gesundheitssystem, dazu beitragen, gewisse Leistungen einfordern zu dürfen, die für einzelne Menschen in bestimmten Situationen vonnöten sind (vgl. Biewer 2017, S. 37 und S. 77), jedoch meiner Ansicht nach stark hinterfragt und reflektiert werden sollten.

Für mich als Forscher im akademischen Feld sind die „besonderen Bedürfnisse“ der Gruppenmitglieder lediglich aus einem Grund wichtig zu kennen, nämlich damit ich auf diese in einzelnen Situationen eingehen kann und mir dadurch ermöglicht wird, einen Ausgleich der Bedürfnisse zu schaffen. Auch meine persönlichen „besonderen Bedürfnisse“ habe ich innerhalb der Forschungsgruppe geäußert, denn diese hat für solch eine Zusammenarbeit vermutlich jeder Mensch. Dabei ist es nämlich wichtig, dass die Zusammenarbeitenden aufeinander eingehen und sich selbst immer wieder fragen, ob das Gesagte beispielsweise für alle Personen verständlich war und dafür offen zu bleiben, die eigenen Bilder zu bestimmten Themen abzubauen und neu aufzubauen (vgl. Bühler 2023, S. 250). „Nur so kann Partizipation gelingen. Mit Förderung hat das nichts zu tun – das ist gemeinsames Lernen, Arbeiten und Forschen“ (Bühler 2023, S. 250). Nach Bühler (2023) hat man als Forscher*in in einem partizipativen Forschungsprojekt unterschiedliche Rollen und Aufgaben, die miteinander korrelieren können. Diese Korrelationen müssen insbesondere von Forscher*innen, aber auch von allen anderen Gruppenmitgliedern, angenommen und nicht beiseitegeschoben werden. Sie sind auf eine Reflexion angewiesen, wodurch Ausschlussprozesse für einen selbst sichtbar gemacht werden und ermöglicht wird, auf diese zu reagieren (vgl. Bühler 2023, S. 250). Das „besondere Bedürfnisse“ hier von der Gruppe als Begriffsbezeichnung gewählt wurden, war vor allem mit dem Hintergrund belegt, dass sie „Behinderungen“ mit einer Störung in

Verbindung bringen. So schreibt Weiser (2007), dass es große Kritik an der „störuungsorientierte(n) Festlegung von Behinderung“ gibt und hierbei wird vor allem darauf zurückgegriffen, dass Behinderungen keine Störungen und/oder Schädigungen sind (vgl. Weiser 2007, S. 238f).

„Der Behinderungsbegriff ist nach dieser Idee Anleitung zur Beobachtung sozialer Verhältnisse, deren logische Struktur darin besteht, dass etwas nicht geht, von dem erwartet, dass es geht. Genau diese Erfahrung wird mit Behinderung im Unterschied zu Nichtbehinderung in den Blick genommen. Um den essentialistischen Durchbruch auf den vermeintlich beschädigten Körper zu vermeiden, schlage ich vor, die Erfahrung einer Behinderung als Konflikt zwischen Fähigkeiten und Erwartungen zu konzipieren“ (Weiser 2007, S. 240f).

Weiser (2007) nimmt hier Bezug darauf, dass Behinderungen in den Situationen entstehen, in denen Erwartung(en) und Realität(en) nicht zusammen passen. Die Dauer der Situationen kann variieren und es ist dabei auf keinen Fall von dauerhaft die Rede. Hier schließt nicht nur mein Verständnis von „besonderen Bedürfnissen“ an, sondern vermutlich auch das der Gruppe. Es besteht innerhalb der Gruppe bei keiner Person eine Eigenschaft, die dauerhaft an sie gekoppelt ist, sondern es entstehen punktuell Bedürfnisse, die durch kollegialen Zusammenhalt ausgeglichen werden können.

Unsere Forschungsgruppe besteht aus sechs Hauptmitgliedern und weiteren Personen, welche jedoch nur gelegentlich anwesend waren oder frühzeitig die Gruppe verlassen haben. Wir haben als Gruppe beschlossen, dass wir ein offener Raum sind und sich jede*r auch einmalig dazugesellen kann. Bis auf meine Person arbeiten alle ehrenamtlich bzw. angestellt bei einem Projekt, welches sich mit der Peer-Arbeit von Menschen mit besonderen Bedürfnissen beschäftigt. Bei ihrer Arbeit steht besonders das Lösen von Problemen im Vordergrund. Über dieses Projekt habe ich alle Gruppenmitglieder kennengelernt, wobei ich zwei Personen schon aus einem anderen Setting sehr oberflächlich kannte. Die Teilnahme am Projekt wurde über ein Auswahlverfahren, sowie eine Ausbildung zum*zur Peer-Arbeiter*in festgelegt. Hierbei haben sich die Gruppenmitglieder sehr gut und intensiv kennengelernt. Ihre Vertrautheit, die bereits seit fünf Jahren aufgebaut wurde, war ein großer Pluspunkt für den Start unserer Zusammenarbeit. Der Zusammenhalt und die besondere Gruppendynamik sind immer wieder zu spüren (siehe Kapitel 5.4.2).

Um einen genaueren Einblick in die Gruppe zu bekommen, sollen einige der besonderen Bedürfnisse beschrieben werden. Zu Beginn der Forschung äußerte ich den Wunsch, dass

wir immer bei dem inhaltlichen Thema der Forschung, nämlich „Teilhabe am Arbeitsmarkt“ bleiben, was von der gesamten Gruppe akzeptiert wurde und auch in den meisten Bereichen darauf eingegangen wurde. Für einige der Gruppenmitglieder war es wichtig, dass wir zwischendurch wiederholen, was gemacht, gearbeitet oder gesagt wurde, da dies für sie von Bedeutung war, um dem Geschehen besser folgen zu können. Ausgedruckte Texte habe ich immer individuell gestaltet, denn hier bestanden unterschiedliche Wünsche, wie beispielsweise eine große Schrift oder viele Absätze im Text. Ein Gruppenmitglied kommuniziert über eine*n Sprachassistent*in oder einen Computer, worauf stets Rücksicht genommen wurde, da das Tippen als Prozess mehr Zeit in Anspruch nahm. Innerhalb unserer Gruppe haben wir uns auf einen intensiven Arbeitszeitraum von zwei Stunden geeinigt und jeweils davor und danach gab es halbstündliche Eingangs- bzw. Ausgangsredephasen, die sich häufig um persönliches oder terminliches gehandelt haben. Unsere Treffen fanden immer in barrierefreien Räumen statt. Einige „besonderen Bedürfnisse“ in unserer Gruppe sind hier nun angedeutet worden und treten womöglich immer wieder auf. Es war allen Gruppenmitgliedern von Anfang an sehr wichtig, dass wir auf all diese Bedürfnisse eingehen und sie teils von Treffen zu Treffen variieren können.

„Ähh und jeder geht natürlich auf die Einschränkungen des anderen ein, ne. Das ist ganz einfach wichtig, dass man da wirklich so schaut, dass die Leute sich äh äh wohlfühlen, sag ich jetzt einmal. Und das heißt dann natürlich, dass man auf die ganzen Bedürfnisse halt eingeht. Eben du bist ja dann auch drauf eingegangen mit mit den speziellen Ausdrücken, die Größer waren für die Sehbeeinträchtigten, ne und rundherum ähhh passiert wenn die Saskia irgendein Bedürfnis gehabt hat. Also, das das finde ich schon sehr wichtig, dass man schon schaut, aufeinander schaut, weil wir tun es ja auch in der Gruppe und deswegen glaub ich, ist die Gruppe auch noch noch so gut bei sammen, ne. Weil es erstens viel Arbeit ist und zweitens mal das da so ne gute Harmonie herrscht“ (Interview Helmut Z.197-205).³

Zur theoretischen Einordnung soll im Folgenden eine kurze Darstellung des Verständnisses von Behinderungen aufgezeigt werden. Hierbei folge ich überwiegend Irina Bühler (2023), die sich bei ihrer Darstellung auf „eine anti-essenzialistische im Sinne der Theorie von Jan Weiser (2005,2007)“ (Bühler 2023, S. 29) bezieht. Da sich ihr Buch mit der partizipativen Forschung beschäftigt, halte ich die Einordnung für besonders geeignet. Bühler (2023) arbeitet dabei ihre Rolle in einer partizipativen Forschungsgruppe heraus und setzt dabei verschiedene Blickwinkel ein, die aufzeigen wie viele

³ Die Interviewabschnitte wurden zuerst dem*der jeweiligen Interviewpartnerin vorgeschlagen und dann wurde die komplette Stelle zusammen besprochen. Diese Abschnitte sollen dazu dienen, dass die Sichtweisen der anderen Gruppenmitglieder eine Bühne bekommen. Hierbei handelte es sich um einen Versuch, der nach einiger Reflexion in der Ausführung noch überarbeitet werden sollte.

unterschiedliche Rollen in so einem Prozess von den Forschenden eingenommen werden können. Dabei ist die Ausgangsfrage im Projekt: „wie wir gemeinsam forschen, wie wir uns verständigen und im weitesten Sinne gemeinsam Leben (können)“ (Bühler 2023, S. 26). Hierdurch wird der Fokus auf die zwischenmenschlichen Interaktionen und die Beziehung zwischen allen Forschungsgruppenmitgliedern gelegt (weiterführend in Kapitel 2.1.2) (vgl. Bühler 2023, S. 26). Behinderungen sind etwas, dass sich nicht als dauerhaft und immer gleich fassen lässt. Sie sind „nicht von Natur aus gegeben“ (Bühler 2023, S. 29), sondern werden in zwischenmenschlichen Beziehungen hergestellt und sind dabei abhängig von Ort und Zeit (vgl. Bühler 2023, S. 29). Der Essentialismus, dass Behinderungen eine feste unveränderliche und inhärente Natur haben, wird dabei abgelehnt. Behinderungen sind somit keine feste(n) und unabänderliche(n) Eigenschaft(en) einer Person, sondern sind durch soziale, kulturelle oder andere Einflüsse geprägt. „Alles, was wir als *Eigenschaft* (Hervor. i. O.) von Menschen und Dingen zu verbuchen versucht sind, wird auf diese Weise als zeitliche Lösung eines gesellschaftlichen Widerspruchs erkenn- und behandelbar“ (Weiser 2007, S. 237). Außerdem stellen Behinderungen eine „Erwartungsverletzung“ dar, denn es findet eine Differenz zwischen der erlebten Situation und der erwarteten Situation statt, wodurch möglicherweise nicht alles erreicht werden kann (vgl. Bühler 2023, S. 29).

„Behinderung ist eine Beobachterkonstruktion, die durch die Erwartungen der beobachtenden Person, die in der Behinderungssituation durch die fokussierte Person nicht erfüllt werden (können), entsteht.“ (Bühler 2023, S. 30)

Wie Bühler (2023) festhält, werden Behinderungen somit von außen an die Person herangetragen. Hierbei kann der Mensch allerdings nicht auf einzelne Funktionen reduziert betrachtet werden, sondern viel mehr stellt dieser ein hochkomplexes System dar, welches unterschiedliche Sozialisierungserfahrung gemacht hat (vgl. Bühler 2023, S. 30.). In dem hier verfolgten anti-essentialistischen Verständnis von Behinderungen zeigt sich, dass historische Herrschaftskomplexe, die sich durch Zuweisungssysteme und Anerkennungsverfahren umsetzen, mit in die Betrachtung einbezogen werden müssen (vgl. Weiser 2007, S. 243).

Behinderungen sind somit für diese Arbeit und mich als Person eine Konstruktion, die Menschen von außen zugeschrieben werden. Inwiefern es wichtig ist zu wissen, dass unsere Inklusive Forschungsgruppe überwiegend aus Menschen mit besonderen Bedürfnissen besteht, konnte und kann ich noch immer nicht beantworten. Hierbei treffen meine akademische Sozialisation, in welcher mir vermittelt wurde, dass es wichtig ist,

den Gegenstand der Forschung genau zu beschreiben und meine gesellschaftlich/zwischenmenschliche Sozialisation, in welcher es keine Rolle spielt, mit wem ich zusammenarbeite, aufeinander und ergeben einen für mich nicht zu klärenden Disput. Dieser Disput könnte gegebenenfalls in einer gesonderten Arbeit abgehandelt werden.

*Verständnis von Behinderungen von Helmut, Max, Saskia, Georg und Hannes:*⁴

*Behinderungen beschreiben eine Zuschreibung von anderen Menschen. Somit macht eine Sichtweise eines*einer anderen mich/uns behindert. Dadurch entsteht eine dauerhafte Prägung (Stigma) für Menschen mit Behinderungen. Es bleibt die Frage, ob man von seinem*ihrem gegenüber für voll genommen wird oder Mitleid („der*die arme Behinderte“) erfährt. Behinderungen bekommt man somit von außen, doch man kann sich auch selbst behindern. Behinderungen können jederzeit auftreten und sind von Ort/Zeit abhängig. Man ist nicht überall behindert, aber jede*r kann es werden. Menschen mit Behinderungen tragen sehr viel Hoffnung in sich und verzweifeln nur, wenn sie Gegenwind von anderen bekommen. Behinderungen sind eine Normalität in unserer Gesellschaft. Alte negative Bilder sollten abgebaut werden.*

Nach diesem hier dargestellten Verständnis von Behinderungen halte ich fest, dass es für unseren Arbeitsprozess wichtig ist, situativ auf Bedürfnisse einzugehen, doch scheint es ebenso von Bedeutung zu sein, in solchen Situationen von einer Zuschreibung von „Behinderungen“ deutlichen Abstand zu nehmen. Die Betrachtung von uns als Forschungsgruppe bringt eine Besonderheit mit sich, denn ich werde zum besseren Verständnis Unterscheidungen zwischen mir und den anderen vornehmen. Die Unterscheidung reduziert sich allerdings lediglich darauf, dass ich die Person in unserem kleinen Projekt bin, die eine Masterarbeit schreiben muss/darf und alle anderen Gruppenmitglieder nicht.

2.1.2 Inklusive Forschung

Die Inklusive Forschung bietet Menschen mit besonderen Bedürfnissen durch gemeinsame Forschungsaktivitäten die Möglichkeit, u. a. an der Wissenschaft teilzuhaben, wodurch sich weitere Praktiken im Prozess der Inklusiven Forschung

⁴ Wie diese kurzen Abschnitte entstanden sind, wird in Kapitel 3.1 genauer beschrieben. Es ist jedenfalls nicht meine Stimme, sondern die der restlichen Gruppenmitglieder

ergeben können (vgl. Hauser 2020, S. 12). So wird – einfach ausgedrückt – nicht über sie, sondern mit ihnen geforscht (vgl. Hauser 2020, S. 12). Nach Walmsey (2001) sind Menschen mit besonderen Bedürfnissen in einer Inklusiven Forschung keine Forschungsobjekte, sondern Teilnehmende an einer Forschungsgruppe, wobei versucht wird, sie bei jedem Schritt miteinzubeziehen (vgl. Walmsey 2001, S. 187f). Die Gruppenmitglieder können die Forschungsthematik in einer Inklusiven Forschung vorgeben und gleichberechtigt, im Sinne einer gleich gewichteten Wahlstimme, am Prozess teilnehmen. Hierbei sollten sie von Wissenschaftler*innen so unterstützt werden, dass die Forschungsgruppenmitglieder an möglichst vielen Schritten der Forschung mitarbeiten (vgl. Koenig/Schmoelz 2019, S. 352). Dennoch ist ein Auseinandersetzen mit gegebenen Machtprozessen in einem Inklusiven Forschungssetting unabdingbar, denn Macht und Machtverhältnisse sind dauerhaft gegeben und müssen reflektiert werden (vgl. Hauser 2020, S. 70; Curdt 2016, S. 254). Kreamsner (2016) schreibt zwar, dass sich alle Teilnehmenden an einer Inklusiven Forschung beim Umgang mit Machtprozessen verändern, doch bedarf es hierfür eine aufmerksame Reflexion und Achtsamkeit (vgl. Kreamsner 2016, S. 109f).

Die Ursprünge der Inklusiven Forschung haben unterschiedliche Anknüpfungspunkte. Die Handlungsforschung spielt allerdings eine bedeutende Rolle, denn in dieser sollen bestimmte Lebenssituationen von benachteiligten Menschen verbessert werden. Dabei sollen diese Menschen ebenfalls in den Prozess miteinbezogen werden und auch an der Durchsetzung der Ergebnisse teilnehmen (vgl. Biewer/Moser 2016, S. 27). Die feministische Forschung und Bürgerrechtsbewegungen haben dazu beigetragen, dass die qualitative Forschung mehr an Bedeutung gewinnt und hierdurch „... ein neues Bild des Bürgers, subjektorientiert, aktiv handelnd, selbstbestimmt und empower“ (Goeke 2016, S. 45) geschaffen wurde. Ein emanzipatorisches Forschungsparadigma versucht Menschen, nachdem sie sich selbst befähigt haben, darin zu unterstützen, diesen Prozess durch Forschung noch weiter voranzutreiben. Hierbei verändern sich die Forschungsproduktion und die sozialen Voraussetzungen sehr, denn akademische Forscher*innen müssen lernen, wie sie ihr Wissen, den vormals Beforschten zur Verfügung stellen können (vgl. Oliver 1992, S. 111).

Forschung zum Thema besondere Bedürfnisse⁵ war und ist wohl immer noch traditionell

⁵ Hierbei möchte ich darauf hinweisen, dass ich aufgrund der Absprache innerhalb der Forschungsgruppe vom Begriff der „Behinderungen“ weitestgehend Abstand nehme. Dennoch finde ich es gerade in diesem

Forschung über und nicht Forschung mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen (vgl. Buchner/Koenig 2011, S. 273).

„Wir erforschen und behandeln also überwiegend Probleme, die wir mit behinderten Menschen haben, die es aber nicht gäbe, wenn wir sie nicht so behandeln würden, wie wir das aus unseren Vorstellungen ihnen gegenüber heraus tun. Anstatt das zu erkennen, wird alles dafür getan, dass diese Problemlagen als solche bewertet werden, die der Behinderung der Betroffenen inhärent sind, was unsere menschenbildgenerierten Vorstellungen und Erwartungen bestätigt und den Kreis schließt. Der ‚Behinderte‘ ist nicht der Andere, sondern er ist, wie wir ihn wahrnehmen, er ist unsere Projektion und sie bestimmt unser allgemeines, wie fachliches Verhältnis zu ihm. Und das wird zu seinem eigentlichen Problem.“ (Feuser 2012, S. 2)⁶

Wie an dieser Stelle durch Feuser (2012) klar wird, sind die Probleme von Menschen mit besonderen Bedürfnissen vor allem erzeugte Probleme, die im Kontext der Wahrnehmung von besonderen Bedürfnissen entstehen. Hierbei hat das soziale Modell⁷ in der Betrachtung von besonderen Bedürfnissen viel dazu beigetragen, dass sich die Sichtweise verändert hat und die Möglichkeiten der Inklusiven Forschung erweitert wurden (vgl. Goeke 2016, S. 45). Noch einen Schritt weiter versucht das kulturelle Modell zu gehen und soll dabei als Ergänzung zum sozialen Modell gelten (vgl. Waldschmidt 2018, S. 76). Denn dieses folgt, ähnlich wie eine anti-essentialistische Betrachtung von Behinderungen, der Idee, dass eine Verschiebung des Analysefokus stattfindet. Besondere Bedürfnisse werden nicht als ein von vornherein gegebenes Problem aufgefasst, sondern sie stellen Re- und Dekonstruktionen dar, die im Kontext von historisch gewachsenen Herrschaftsverhältnissen und den Praktiken von Ein- und Ausschluss stehen. In der Forschung spielt dabei die Selbstzuschreibung eine bedeutende Rolle und der Fokus wird weg von den einzelnen Menschen auf die Gesellschaft und Kultur verlagert (vgl. Hirschberg 2022, S. 101).

Partizipative Forschung lässt sich als die übergeordnete Forschungsrichtung im Vergleich zur Inklusiven Forschung betrachten. In diesem Kontext werden soziale Problemstellungen und/oder Lebenslagen in einem kollektiven Rahmen erforscht, wobei Menschen aus der Gesellschaft aktiv in den Forschungsprozess eingebunden werden, um ihre Lebensrealität durch die Forschung zu verbessern (vgl. Bühler 2023, S. 49f). In der Inklusiven Forschung wird anerkannt, dass die Forschung mit Menschen mit besonderen

Kontext wichtig, darauf hinzuweisen, dass in der aktuellen und vorliegenden Forschung weitestgehend von Behinderungen gesprochen wird.

⁶ Ich möchte darauf hinweisen, dass es nicht nur männlich gelesene Menschen mit besonderen Bedürfnissen gibt, wie hier der Eindruck entstehen könnte.

⁷ Weiterführend z. B.: M. Hirschberg (2022): Modelle von Behinderung in den Disability Studies.

Bedürfnissen aufgrund von Lernschwierigkeiten einzigartige Herausforderungen mit sich bringt (vgl. Strnadova/Walmsley 2017, S. 2). Die Abgrenzung zwischen Partizipativer Forschung und Inklusiver Forschung ist oft fließend und die grundlegenden Prinzipien ergänzen sich (vgl. Johnson/Walmsley 2003, S. 28). Der ursprüngliche Fokus der Inklusiven Forschung auf Menschen mit Lernschwierigkeiten hat sich durch Erweiterungen der Zielgruppen verändert. Die zugrundeliegenden Vorstellungen (wie oben beschrieben) verdeutlichen, dass ein Ausschluss im Kontext von Inklusion nur bedingt sinnvoll ist (vgl. Goecke 2016, S. 38). Eine detaillierte Differenzierung zwischen Partizipativer und Inklusiver Forschung erscheint für dieses Projekt nicht erstrebenswert. Die Beteiligten der Forschungsgruppe legen keinen Fokus auf solche Kategorisierungen, weshalb eine eindeutige Zuweisung nicht notwendig ist.

In den letzten zehn Jahren hat sich, wie folgend aufgezeigt werden soll, einiges in der Forschung getan und dennoch hat sich meine Motivation für die Arbeit aus dem Fakt heraus entwickelt, dass es immer noch zu wenig Forschung gibt, in denen MIT Menschen mit besonderen Bedürfnissen geforscht wird und nicht über sie. Um die Ideen der Inklusiven Forschung so gut wie möglich umzusetzen, habe ich versucht eine Gruppe zu finden, ohne vorab ein Thema oder eine bestimmte Fragestellung zu haben, da diese im Prozess mit der Gruppe entstehen und insbesondere das Interesse der Gruppenmitglieder widerspiegeln sollte (siehe Kapitel 4.3.2).

Nach Reason und Bradbury (2001) lassen sich akademische Forschungen in drei Formen von Action Research einteilen. Die Forschung in dritter Person beschreibt die traditionelle Form von objektiver/objektivierender Forschung, wobei zentral ist, dass ÜBER Menschen geforscht wird (vgl. Reason/Bradbury 2011, S. 15f). Die Forschung in der zweiten Person geht von einem Du als gegenüber aus und der direkte Kontakt, sowie eine Beziehung zwischen Forschenden und Beforschten sind wichtig. Die Themenwahl vereint hier beide Parteien und es wird nach gemeinsamen Lösungsansätzen gesucht (vgl. Reason/Bradbury 2011, S. 16). Bei der Forschung in der ersten Person ist die Befähigung von Individuen zentral, damit sie die Umstände ihres eigenen Lebens untersuchen können und dabei bewusst handeln bzw. auswählen können, sowie die Effekte der Handlung auf ihre Umwelt einschätzen können (vgl. Reason/Bradbury 2011, S. 16).

Die vorliegende Forschung für diese Masterarbeit lässt sich meiner Einschätzung nach als eine Kombination von Forschung in der zweiten und ersten Person bezeichnen. Denn auf der einen Seite war und ist der Anspruch, alle Teilnehmenden dazu zu befähigen, ihre

eigenen Entscheidungen zu treffen und die Konsequenzen dafür zu tragen, auf der anderen Seite steht jedoch der Fakt, dass es sich um eine Qualifizierungsarbeit handelt und das eine Befähigung des Gegenübers wohl nicht ausreicht, sondern ein akademisches Artefakt produziert werden muss. Des Weiteren hat sich unsere Gruppe dafür entschieden, gemeinsam zu arbeiten und somit mit allen gemeinsam die Problemstellungen zu lösen bzw. Ansätze dafür zu entwickeln (siehe auch Kapitel 4.5).

Um diese Theorie(n) besser darzulegen, werden in den folgenden Abschnitten einige Auszüge des aktuellen Forschungsstandes dargelegt.

Forschungsstand Inklusive/partizipative Forschung

Laut Schuppener et. al. (2016) haben partizipatorische und inklusive Forschungsansätze, in denen versucht wird, Lösungen für Probleme von Menschen mit behinderungsspezifischen Lebenslagen (z. B. Fahrtendienst, Teilhabe am Arbeitsmarkt, etc.) zu finden, seit den 2000er Jahren im deutschsprachigen Raum eine größere Verbreitung erfahren, (vgl. Schuppener et.al. 2016, S. 14).

„‘Inclusive‘ research is a term used here to refer to a range of research approaches, that have traditionally been termed ‘participatory‘ or ‘emancipatory‘, broadly speaking research in which people with learning difficulties are involved as more than just research subjects or respondents“ (Walmsey 2001, S. 187f).

Wie Walmsey (2001) hier festhält, sind in Inklusiven Forschungsprozessen Menschen mit besonderen Bedürfnissen kein Forschungsobjekt, sondern aktiv Teilnehmende an der Forschung. Buchner, Koenig und Schuppener (2016) beleuchten Erfahrungen und Zugänge, die beim Forschen mit Menschen mit Behinderungen gewonnen wurden. Dabei arbeiten die Autor*innen nicht nur die Grundlagen partizipatorischer Forschung auf, sondern stellen ebenfalls bereits existierende Forschungsprojekte vor und zeigen mögliche Ausblicke auf die gemeinsame Forschung von Wissenschaftler*innen und Menschen mit Behinderungen auf.

Für solch eine Forschung beschäftigt sich Hauser (2020) mit „Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten“. Dabei gibt es ein breites Konstrukt von Qualitätskriterien für die partizipatorische Forschung, die sich nur schwer unabhängig voneinander betrachten lassen. So werden beispielsweise Kriterien wie Validität und die Haltung im Forschungsprozess voneinander beeinflusst. (vgl. Hauser 2020, S. 279). Hauser (2020) hat hierfür unterschiedliche Textdokumente und Interviews, sowie den aktuellen Diskurs der partizipatorischen und Inklusiven Forschung analysiert

(vgl. Hauser 2020, S. 277). Die Kriterien für die Qualität und Güte in partizipatorischer/Inklusiver Forschung ordnet sie in vier Hauptgruppen ein: „Gestaltung des Forschungsprozesses“, „grundlegende Haltungen in der partizipativen und Inklusiven Forschung“, „Wirkung und Bewertung von Forschungsergebnissen“ und „Zusammenarbeit im Forschungsprozess“ (Hauser 2020, S. 276). Dabei beschreibt sie Parameter, wie den wertschätzenden und respektvollen Umgang, Barrierefreiheit, Partizipation, Selbstbestimmung, Validität, Genauigkeit und viele weitere (vgl. Hauser 2020, S. 276). Es ist zu beachten, dass Hauser (2020) die Qualitäts- und Gütekriterien für die partizipatorische/Inklusive Forschung als Mensch ohne besondere Bedürfnisse aufstellt und Menschen mit besonderen Bedürfnissen „nur“ befragt werden. Bei Hauser (2020) wird die Beschäftigung mit der eigenen Rolle kaum reflektiert und sie, als Mensch ohne besondere Bedürfnisse, stellt Gütekriterien für eine Forschung mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen auf.

Bühler (2023) beschäftigt sich in ihrem Buch, ergänzend zu Hauser (2020), mit ihrer eigenen Rolle in einer partizipatorischen Forschung und benutzt hierfür eine ethnografische Zugangsweise (vgl. Bühler 2023, S. 105). Sie erweitert den gängigen Ansatz der Ethnografie mit der Psychoanalyse, wobei die Kombination, laut Bühler (2023), vor allem bei der Reflexion der Rollen und Verhaltensweisen von ihr selbst und von den anderen Teilnehmenden unterstützend ist (vgl. Bühler 2023, S. 111). Bühler (2023) beschreibt die Situation als Forschende in der partizipativen Forschung als sehr umfangreich und komplex. Es entstehen viele voneinander abhängige Themenbereiche, die sich wechselseitig oder einseitig beeinflussen (vgl. Bühler 2023, S. 127). Einen zentralen Stellenwert nimmt das Nähe- und Distanzverhältnis innerhalb der von ihr untersuchten partizipativen Forschungsgruppe ein, wobei Emotionen, Widerstände, aber auch Übertragungsreaktionen zentral sind. Es entstehen innerhalb des partizipativen Forschungsteams ebenfalls Spannungen und Konflikte, die durch eine ausgiebige Reflexion zu etwas Nutzbarem für den Forschungsprozess umgewandelt werden können (vgl. Bühler 2023, S. 248). Bühler (2023) hält hier auch fest, dass sowohl die akademisch Forschenden etwas von Menschen mit besonderen Bedürfnissen lernen als auch andersherum und das hierbei auf beiden Seiten Weiterentwicklungsprozesse angestoßen werden (vgl. Bühler 2023, S. 248.). Zusammenfassend ist laut Bühler (2023) zu sagen, dass die Rolle als akademisch Forschende*r in einer partizipativen Forschung eine

vielseitige ist und sich dabei weit über die einer*eines akademisch Forschenden hinausbewegt (vgl. Bühler 2023, S. 250).

Inwiefern in dieser Arbeit *wirklich* von Inklusiver Forschung gesprochen werden kann, wird sich im weiteren Verlauf zeigen. Doch was festzuhalten ist, ist dass die Grundsätze, Annahmen und Ideen sich immer wieder auf die Inklusive Forschung und die genannten Autor*innen beziehen.

Verständnis von Inklusiver Forschung von Georg, Hannes, Helmut, Max und Saskia:

*Teilhabe und Arbeit auf Augenhöhe von Expert*innen in eigener Sache (z.B. Menschen mit Beeinträchtigung) in den akademischen Prozess. Inklusive Forschung sollte ein Anker der Gesellschaft sein und in dieser gelebt werden.*

2.1.3 Inklusion und seine*ihre Töchter*Söhne

Wie angedeutet stellt die Inklusive Forschung ein Konzept dar, das Menschen mit besonderen Bedürfnissen ermöglichen soll, u. a. mehr Teilhabe an der Wissenschaft zu haben. „Die Teilhabe“ ist in Zeiten der Inklusion ein großes Wort geworden und spielt im medialen und politischen Kontext immer wieder eine Rolle (vgl. Schäfer/Wansing 2020, S. 7). Im Folgenden möchte ich kurz über die Inklusion und ihre Töchter*Söhne referieren. Es soll bzw. kann nur ein Abriss werden, denn über ein solches Thema wäre es wohl möglich, mehrere Masterarbeiten zu schreiben. Der Abriss dient dazu, mein Denken und Verhalten während des Prozesses besser einordnen zu können.

Max hat in einem unserer ersten Gespräche, als ich ansatzweise versucht habe, mein Verständnis von Inklusion bzw. inklusivem Denken zu formulieren, diesen Versuch als „Traumgerüst“ bezeichnet. Dabei bezog er sich vor allem auf das theoretische Verständnis und die Umsetzung in der Praxis. Mir blieb dabei nichts anderes übrig, als ihm Recht zu geben. Um hierauf etwas genauer einzugehen, ist wohl ein größerer Bogen zu spannen.

Die Inklusion ist, besonders seit der Ratifizierung der UN-Menschenrechtskonvention in Österreich im Jahr 2008 (vgl. Biewer 2017, S. 9), aus unserer Gesellschaft nicht mehr wegzudenken. Sie kann jedoch nicht unabhängig von der Exklusion betrachtet werden. Hierfür nehme ich vor allem auf Stichweg (2016) mit seinem Werk „Inklusion und Exklusion“ Bezug, denn dieser versucht die Thematik in einen Kontext einer globalisierten und leistungsorientierten Welt zu setzen. Meiner Meinung nach ist dieser

Kontext im Hinblick auf die Problematiken der Selbst-/Fremdbestimmung im akademischen Feld und auch der Teilhabe am Arbeitsplatz besonders wichtig, da sich diese Problematiken als unsere Themen innerhalb der Forschungsgruppe herauskristallisiert haben (siehe auch Kapitel 5.3.2). Inklusion ist in einer modernen Gesellschaft genauso organisiert wie Exklusion. Beide finden nicht in der Gesellschaft als Ganzes statt, sondern treten in einzelnen Funktionssystem, mit eigenen und besonderen Bedingungen und Inhalten auf (vgl. Stichweh 2016, S. 53). Exklusion kann nach Stichweh (2016) bedeuten, dass

„... eine Kumulation oder eine sequentielle Vernetzung von Ausschlüssen, die sich auf mehrere Teilsysteme der modernen Gesellschaft beziehen und die als einzelne Fälle des Vorkommens von Nichtzugehörigkeit zunächst noch unproblematisch sind, die aber für die von ihnen Betroffenen zum Problem werden, wenn es zu einer Kumulation und sequentiellen Vernetzung dieser Ausschlüsse kommt“ (Stichweh 2016, S. 181f).

Er zeigt hier, dass vor allem die vielseitige Ansammlung von Ausschlüssen aus der neoliberalistisch organisierten und mitteleuropäischen Gesellschaft zur Exklusion führen kann und somit zum Problem für den*die Einzelne*n wird. Ergänzend hierzu beschreibt Husemann (2017), dass man eine Verknüpfung von Exklusion und Inklusion vor allem in der „Teilhabe an sozialen bzw. gesellschaftlichen Prozessen“ findet (vgl. Husemann 2017, S. 64). Menschen werden somit nicht prinzipiell von der Gesellschaft ausgeschlossen, doch es erfolgt in vielen Einzeleinheiten ein Ausschluss, sodass die Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen nicht mehr möglich ist (vgl. Stichweh 2016, S. 48). Stichweh (2016) beschreibt drei zentrale Funktionssystem, die zur Steigerung des Exklusionsrisikos beitragen: Familienzustand, (Schul-)Erziehung, Massenmedien (vgl. Stichweh 2016, S. 53–57). Weiter beschreibt er als wichtige Parameter die Räumlichkeit und Zeitlichkeit für Exklusionsprozesse. So wäre bei Ersterem auf eine Ghettosiedlung, die durch Mangel von Informationen und Infrastruktur (z. B. Arbeitsplätze) in einen Strudel der Exklusion gerät und nur schwer wieder anzuknüpfen ist, zu verweisen (vgl. Stichweh 2016, S. 58f). Und Zweiteres bezieht sich darauf, dass man nur zu bestimmten Zeiten versucht, gewisse Menschengruppen zu inkludieren (vgl. Stichweh 2016, S. 59).

Nachdem nun die Inklusion mit Hilfe der Exklusion beschrieben wurde, ist zusammenfassend zu sagen, dass sie nicht ohne die Exklusion gedacht werden kann und dass es sich hierbei um ein komplexes System einzelner Teilbereiche, die zu einem großen zusammenwachsen, handelt. Im Weiteren möchte ich nun ergänzend ein Inklusionsverständnis einbringen, bei welchem eine politische Seite mitschwingt. Hierbei

stehen häufig propagierte Ideale im Vordergrund und die Theorie schaut deutlich anders aus als die Praxis. Dennoch denke ich, dass auch Ideale helfen können, Sachverhalte zu ändern, beispielsweise haben mich Idealvorstellungen zu der Umsetzung dieses Projekts angetrieben. Die Frage danach, wie inklusiv gearbeitet werden kann oder wie Inklusion in der Praxis aussehen kann, motivierten mich häufig. Ich versuchte, mein eigenes Ideal zu erreichen und merkte dabei schnell, dass es wohl Ideale bleiben werden. Inklusion kann als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe gesehen werden, die nur global gelöst werden kann. Man sollte hierfür die Inklusion als ein Menschenrecht sehen und als übergeordnete Aufgabe der Gesellschaft (vgl. Saalfrank/Zierer 2017, S. 7). An dieser Stelle stimme ich Saalfrank und Zierer (2017) voll und ganz zu, jedoch haben meine Erfahrungen schon oft die Frage aufgeworfen: UND WIE? Mit dieser Frage möchte ich wieder an das „Traumgerüst“ von Max anknüpfen, der genau diese Frage beantwortet und ein „idealistisches“ Verständnis von Inklusion somit abgelehnt hat. Das Verhältnis zwischen Inklusivem Handeln bzw. Inklusiver Praxis und Inklusiven Theorien ist ein schwieriges, doch für mich hat sich zwischen beiden eine Brücke gebaut: Inklusive Haltung. Oder wie Trescher (2017) treffend feststellt:

„..., dass Inklusion Behinderungspraxen entgegentritt bzw. abbaut. Inklusion ist kritisch, da sie nicht nur die Handlungspraxis, sondern auch (Herrschafts-)Systeme sowie deren Funktionen in Frage stellt. (...) Inklusion identifiziert Praxen von Herrschaft und Ausschluss, stellt diese in Frage und dekonstruiert sie in der Folge in ihrem Vollzug in der Lebenspraxis. Inklusion ist damit immer auch Gesellschaftskritik.“ (Trescher 2017, S. 51)

Verständnis von Inklusion von Georg, Hannes, Helmut, Max und Saskia:

Inklusion ist die Schaffung von bedürfnisorientiertem Zusammenleben. Es sollen alle mitgehen können und in ein Team (bzw. in der Gesellschaft) mit einbezogen sein. Das heißt, wenn alle geschlossen zusammenarbeiten. Idealfall: Wenn man etwas braucht, dann bekommt man es – mehr ist das nicht. Behinderungen werden dabei nicht hervorgetan. Alle Lebewesen leben und arbeiten auf einer Augenhöhe miteinander.

Um einen breiteren Blick auf das Verständnis von Inklusion zu bekommen, habe ich mich erweiternd für drei Töchter*Söhne der Inklusion entschieden: Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, Teilhabe. Diese sollen für den gesamten Blick im Folgenden angerissen werden, jedoch möchte ich darauf hinweisen, dass die theoretischen Verordnungen immer wieder in den autoethnografischen Passagen auftauchen, damit diese gut eingeordnet werden können. In diesen Passagen ergibt sich dann häufig ein detaillierterer Blick in das Theorieverständnis.

Neben den Ideen von Selbstbestimmung, Teilhabe und Gleichberechtigung gibt es noch weitere Gelingensfaktoren für die Inklusion, jedoch sind insbesondere in diesem Projekt und in der Verbindung zur Inklusiven Forschung diese drei Ideen zentral. Für mich galten sie zusätzlich als eine Motivation, hier ein Maximum an Möglichkeiten auszuschöpfen und diese Ideen sowohl für mich als auch in der Gruppe in unserem abgeschlossenen Kontext umzusetzen. Wie Wocken (2011) schreibt, bilden die Teilhabe, Selbstbestimmung und Gleichberechtigung eine Kernaussage der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) und ihrer Umsetzung (vgl. Wocken 2011, S. 52). Hierbei stehen vor allem die Menschenrechte und die Weiterentwicklung im Vordergrund und sie werden nicht reduziert auf Menschen mit besonderen Bedürfnissen betrachtet (vgl. Wocken 2011, S. 52). Ebenfalls verweisen Saalfrank und Zierer (2020), dass die UN-BRK nicht isoliert von der allgemeinen Menschenrechtskonvention betrachtet werden darf (vgl. Saalfrank/Zierer 2020, S. 36).

Teilhabe

Teilhabe bezieht sich vor allem auf ein Verhältnis zwischen einem Individuum und den von Ort und Zeit abhängigen gesellschaftlichen Voraussetzungen. Es entsteht eine „positive Norm gesellschaftlicher Zugehörigkeit“ (vgl. Bartelheimer et.al. 2020, S. 43f). Wocken (2011) schreibt, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe die Voraussetzung für Teilhabe und somit auch der erste Schritt für diese ist.

„Teilhabe basiert auf dem Grundwert Zugehörigkeit. Wer nicht dazugehört, kann auch nicht mitmachen. Wer nicht dabei ist, kann auch nicht teilhaben – das ist unmittelbar einsichtig“ (Wocken 2011, S. 61).

Durch ein *Andersmachen* von Menschen mit besonderen Bedürfnissen wird diesen eine Nicht-Sozialität *zugeschrieben* und somit die Fähigkeit der Teilhabe an einer Gesellschaft *abgeschrieben* (vgl. Wocken 2011, S. 61). In der UN-BRK steht als allgemeiner Grundsatz: „(D)ie volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Inklusion in die Gesellschaft“ (UN-BRK 2016, S. 8), womit die Umsetzung für die Länder, welche die Konvention ratifiziert haben, zur Verpflichtung wird (vgl. Biewer 2017, S. 9). Dabei wird erkenntlich, dass eine subjektzentrierte Sichtweise im Vordergrund steht. Teilhabe wird aus der Sicht des einzelnen Individuums bewertet und nicht aus einer Sicht von außen (vgl. Bartelheimer et.al. 2020, S. 44). Doch ist die Teilhabe dabei nicht auf einen Lebensbereich der Gesellschaft beschränkt, sondern zeichnet sich dadurch aus, dass die

Teilhabe auf allen möglichen sozialen Ebenen stattfinden soll/muss (vgl. Bartelheimer et.al. 2020, S. 45).

Wie in Kapitel 2.1.2 beschrieben, stellt die Inklusive Forschung eine Möglichkeit der Teilhabe an der akademischen Forschung dar und ermöglicht es Menschen mit besonderen Bedürfnissen somit, auf einer sozialen Ebene *teilzuhaben*. Auf dieser sollte die Teilhabe dadurch unterstützt werden, dass eine weitestmögliche Selbstbestimmung im Prozess erreicht wird (vgl. Walmsey 2001, S. 187f).

Verständnis von Teilhabe von Georg, Hannes, Helmut, Max und Saskia:

Teilhabe beginnt am Fuße der Gesellschaft und im System des Landes selbst. Die Mitbestimmung muss bei der Planung und ersten Entscheidungen vorhanden sein. Hierbei sollten überall Selbstbetroffene in allen Gremien mit dabei sein. Gleiche Chancen für alle in der Gesellschaft und darüber sollte nicht mehr nachgedacht werden. Einer der Hauptpunkte ist, dass Firmen oder der Staat sich nicht mehr freikaufen können. Wenn eine Person die bekommenen Möglichkeiten nicht nutzen konnte, sollte sie trotzdem wieder zurückkommen dürfen. Scheitern muss erlaubt sein.

Selbstbestimmung

In diesem Abschnitt geht es vor allem um die Selbstbestimmung im Kontext von Inklusion. Das Verhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmung bei Menschen mit besonderen Bedürfnissen soll besonders im nächsten Kapitel im Zentrum stehen, wobei hier fließende Übergänge entstehen können.

Wocken (2011) benutzt in seiner Arbeit eine literarische Beschreibung, die besonders auf das Verhältnis von Selbstbestimmung, Autonomie und Assistenz eingeht und dabei die Unmündigkeit von Menschen mit besonderen Bedürfnissen widerlegt:

„Du bist anders. Obwohl Du anders bist, bist Du so okay. Du bist so, wie Du bist, wertvoll. Du hast eine eigene Würde. Du bist Du selbst und Du darfst Du selbst sein. Du gehörst Dir allein. Du darfst selbst sagen und entscheiden, was Du willst. Niemand anders hat das Recht, Dir etwas vorzuschreiben. Du bist Dein eigener Herr. Du bist selbstwürdig. Und Du bist selbstmächtig. Trau dich. Nimm Dein Leben in Deine Hand. Ich helfe Dir dabei, wenn Du willst.“ (Wocken 2011, S. 57f; Hervorhebung im Original)

Saalfrank und Zierer (2020) würden diese Beschreibung unterstreichen und sehen Menschen mit besonderen Bedürfnissen als selbstbestimmte Subjekte, die ein Recht auf Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung haben und nehmen dabei besonders auf die

UN-Behindertenrechtskonvention Bezug (vgl. Saalfrank/Zierer 2020, S. 37f). Selbstbestimmung bedeutet demnach nicht, dass alles alleine geschafft werden muss. Vielmehr geht es darum, selber zu entscheiden, wann beispielsweise Assistenz bei einer Tätigkeit benötigt wird.

Verständnis von Selbstbestimmung von Georg, Hannes, Helmut, Max und Saskia:

Hierbei steht wohl die Frage im Vordergrund, wo Selbstbestimmung anfängt und aufhört. Selbstbestimmung könnte die Möglichkeit sein „ja oder nein“ zu sagen, doch wann gibt es dafür Grenzen. Es gehört zum Leben dazu, dass man zu Anteilen fremdbestimmt ist, was aber auch ein Schutz (z.B. Gesetze) sein kann. Dennoch findet häufig eine Bewachung und Bevormundung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen statt und dabei wird die Selbstbestimmung missachtet. Generell gilt: Meine Entscheidung ist meine Selbstbestimmung! Dabei können Meinungen von anderen angenommen werden.

Gleichberechtigung

Menschen mit besonderen Bedürfnissen müssen gleichwürdig und gleichwertig behandelt werden. Hierbei kommen besonders die Grundsätze der Inklusion, welche sich von der Integration abwenden, zum Tragen, mit allen Menschen gleichgerecht, -würdig und-wertig umzugehen und eine Teilung von Menschen in zwei Gruppen, Menschen mit besonderen Bedürfnissen und ohne besondere Bedürfnisse, nicht zu akzeptieren (vgl. Wocken 2011, S. 58). Auch die UN-BRK zielt auf Gleichberechtigung ab und fordert mehr Möglichkeiten der konkreten Umsetzung dieser. Hierbei *muss* der Staat handeln und die Gesellschaft *sollte* handeln (vgl. Hirschberg 2011, S. 4). Gleichberechtigung kann dann stattfinden, wenn Diskriminierungen abgebaut werden, wobei Stigmatisierungen, Stereotypisierungen und Gewalterfahrungen im Zentrum stehen (vgl. Hübner 2020, S. 2f).

Wie in dem Kapitel der Inklusiven Forschung (2.1.2) dargelegt, geht es bei unserem Projekt darum, eine Gleichberechtigung innerhalb unserer Gruppe, nach den Vorsätzen der Inklusiven Forschung herzustellen, sowie durch unsere Arbeiten einen minimalen Beitrag für eine Gleichberechtigung in der Gesellschaft zu leisten. Es wurde nun oberflächlich dargestellt, was unter Gleichberechtigung zu verstehen ist, wobei für mich der Verzicht von jeglichen Diskriminierungen selbstverständlich ist. Innerhalb der Forschungsgruppe war die Gleichberechtigung eher dann ein Problem, wenn wir unseren geschützten Gruppenraum verlassen haben. Dann wirkten Faktoren, gegen die wir in den

einzelnen Situationen machtlos waren (oder uns zumindest so fühlten) und wir eine Gleichberechtigung nicht mehr vollkommen herstellen konnten (siehe Kapitel 5.5.2/5.5.3).

Verständnis von Gleichberechtigung von Helmut, Max, Saskia, Georg und Hannes:

Unter Gleichberechtigung finden sich viele Kategorien wieder. Hier sehr wichtige Ansätze:

- *Barrierefreiheit als Grundvoraussetzung für Gleichberechtigung. Denn es beeinflusst die Entscheidungsfreiheit, Planungssicherheit und die Möglichkeiten der Freiheit (Selbstbestimmung vs. Fremdbestimmung).*
- *Chancengleichheit: Innerhalb des Systems gleich behandelt zu werden. Gleiche Chance auf Bildung haben (Universität Zugang, ohne behindert zu werden).*
- *Alle Menschen sollten gleich ernstgenommen werden: Gleiche Rechte, Gleiche Pflichten.*
- *Usw.*

Gleichberechtigung ist somit ein sehr umfassendes und wichtiges Thema. Die Diskussion darüber sollte längst beendet sein, weil es eine Grundvoraussetzung für ein menschliches Zusammenleben ist. Ziel ist es das keine Diskussion mehr darüber existiert.

2.1.4 Selbst-/Fremdbestimmung bei Menschen mit besonderen Bedürfnissen

„Selbstbestimmung ist ein Schlüsselbegriff der Gegenwart. Meistens im empathischen Sinne als Synonym für Eigenverantwortlichkeit, Unabhängigkeit, Freiheit, Autonomie und Emanzipation verwendet, gilt Selbstbestimmung in der späten Moderne als ein Grundrecht des Menschen“ (Waldschmidt 2012, S. 11).

Selbstbestimmung, welche Waldschmidt (2012) hier aus einer soziologischen Perspektive beschreibt, scheint eine Maxime unserer heutigen Gesellschaft darzustellen und kann als Narrativ der Moderne betrachtet werden. Diese kann mit der Vorstellung verbunden werden, dass ein einzelner Mensch losgelöst von unterschiedlichen sozialen und gesellschaftlichen Einflüssen, wie beispielsweise Tradition, Sozialstruktur oder der eigenen Biografie, das Leben mit seiner eigens entwickelten Identität und nach seinen persönlichen Vorstellungen gestalten könnte (vgl. Sigot 2017, S. 26). Hierbei formuliert

Sigot (2017) als Idealanspruch, die Möglichkeit aller Menschen, ein selbstbestimmtes und autonomes Leben zu führen (vgl. Sigot 2017, S. 26). Für viele Menschen scheint es zur Pflicht geworden zu sein, individuelle Selbstbestimmung zu leben und dadurch ihre eigene Biografie zu gestalten, wobei sie die auferlegten Zwänge von der neo-liberalistisch organisierten modernen Gesellschaft akzeptieren (vgl. Sigot 2017, S. 49). Für Menschen mit besonderen Bedürfnissen kann das Ideal der Selbstbestimmung auf der einen Seite emanzipatorische Entscheidungsprozesse ermöglichen, doch geht damit auf der anderen Seite häufig die Anforderung einher, auf sich allein gestellt zu sein, was in einer Überforderung enden kann (vgl. Sigot 2017, S. 49).

Waldschmidt (2012) eröffnet eine Dimension der Selbstbestimmung, die Selbstgestaltung, welche sich mit der Frage „Wie will ich leben?“ beschäftigt und für Menschen mit besonderen Bedürfnissen u. a. aufgrund der institutionell geprägten Betreuungsverhältnisse eine Rolle spielt. Hierbei steht das eigene Individuum im Vordergrund und es wird versucht Handlungen auszuführen, die für einen selbst gut sind und dabei durch eine freie, selbst getroffene Entscheidung herbeigeführt werden (vgl. Waldschmidt 2012, S. 71). Ergänzend sollte allerdings die Komplexität von Selbstbestimmung eines einzelnen Menschen betrachtet werden und so schreibt Gerhardt (1999), dass kein Mensch vollkommen autonom über sich selbst in allen Situationen des Lebens bestimmen kann, da hier stets soziale und gesellschaftliche Einflüsse mitwirken.

Das Konzept der Selbstbestimmung hat bei Menschen mit besonderen Bedürfnissen besonders in den 1980er Jahren durch die Bewegung „Selbstbestimmtes Leben“ an Bedeutung gewonnen (vgl. Waldschmidt 2012, S. 13). Hierbei wurde „... der Begriff der Selbstbestimmung in erster Linie als Möglichkeit verstanden, Kontrolle über das eigene Leben und benötigte Dienstleistungen zu haben“ (Sigot 2017, S. 28).

Es entsteht eine Annahme von mir, dass die Selbstbestimmung häufig auf das Konzept der Selbstgestaltung reduziert wird, weswegen diese Dimensionen einen zentralen Stellenwert in der Masterarbeit einnehmen sollen. Es soll sich allerdings nicht hierauf fokussiert werden und es wird stets betont, dass die Dimensionen von Selbst- und Fremdbestimmung vielfältig sind und von Autor*innen unterschiedlich breit aufgefasst werden (vgl. u. a. Waldschmidt 2012, Sigot 2017, Gerhardt 1999). Nach Schramme (2011) pendelt „(d)er Begriff der Selbstbestimmung (...) zwischen zwei Dimensionen: die (sic!) Bestimmung von Entscheidungen und Handlungen durch einen selbst und die Bestimmung des eigenen Selbst“ (Schramme 2011, S. 882). Dies bietet meiner Ansicht

nach eine sinnvoll übergreifende Einteilung bei der Betrachtung der Dimensionen von Selbst- und Fremdbestimmung, die sich noch detaillierter unterteilen.

Selbstbestimmung kann somit nicht eindimensional gesehen werden und bietet die Optionen, sowohl negativen als auch positiven Einfluss auf einen Menschen zu haben (vgl. Allabauer 2012, S. 66). Die Selbstbestimmung wird in der neo-liberalistischen Moderne nicht durch Macht und Herrschaft bestimmt, sondern hauptsächlich von der Ökonomie und dreht sich „um Fragen des rationellen Wirtschaftens und des sparsamen Ressourceneinsatzes, um Eigentum und Profit, um Zweckmäßigkeit und Verwertbarkeit“ (Waldschmidt 2012, S. 58).

Sennett (2006) schreibt, dass Menschen eine Lebensgeschichte brauchen und darunter leiden, dem neuen kulturellen Ideal zu entsprechen (vgl. Sennett 2006, S. 5). Hierbei klingt bereits mit, dass Fremdbestimmung für Menschen einerseits nötig ist, doch zu viel davon für Menschen überfordernd sein kann. Gleiches gilt wohl ebenfalls für Selbstbestimmung, die versucht, ein Handeln zu beschreiben, welches nicht die eigene Biografie gestaltet, sondern zeigt, wie die eigene Biografie organisiert wird (vgl. Waldschmidt 2012, S. 59).

Die Thematik der Selbst- bzw. Fremdbestimmung war in unserem Gruppenprozess immer wieder eine wichtige und ist an vielen Stellen aufgetreten. Aufgrund des begrenzten Platzes werde ich mich in der Arbeit auf einen einschlägigen Moment begrenzen. Dabei spielt u. a. auch eine Fremdbestimmung meinerseits eine Rolle, denn ich konnte mich vor allem zu Beginn von äußerlichen Einflüssen oder Vorgaben, die durch meine akademische Sozialisierung entstanden sind, nur schwer trennen bzw. diese reflektieren. Für die Arbeit ist es besonders wichtig im Kopf zu haben, dass ein ständiger Wechsel zwischen Selbst- und Fremdbestimmung stattfindet und dies in unserem Prozess sehr bedeutend war. Der Anspruch, den anderen Gruppenmitgliedern eine vollkommene Selbstbestimmung in unserer Arbeit zu ermöglichen, ist mir nicht gelungen, dennoch fasse ich dies nicht als ein „Scheitern“ auf, sondern werde es als „gegeben“ betrachten.

2.1.5 Theorie/Praxis? Subjektivität/Objektivität? Eine kurze Einordnung.

Wie schon an anderer Stelle angedeutet, war es für mich immer wieder eine Thematik, was Theorie und was Wissenschaft eigentlich ist. Folgendes Kapitel möchte ich dazu

nutzen, einen Einblick in meine Gedanken sowie mein Verständnis von „wissenschaftlicher Theorie“ zu geben. Es soll ebenfalls kurz angerissen werden, inwiefern es Unterschiede zwischen Theorie und Praxis gibt, denn diese haben mich häufig begleitet. Das Verhältnis zwischen Objektivität und Subjektivität wird dadurch angeschnitten, dass die eigene Verordnung in unserem Gruppenprozess für mich eine wichtige ist.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass diese Gedanken sehr weitfassend sind und vermutlich mehrere Qualifikationsarbeiten füllen könnten, jedoch sehe ich es für die Einordnung meiner Arbeit als hilfreich an, mich den Gedanken zu Theorie/Praxis und Subjektivität/Objektivität knapp zu äußern. Des Weiteren verfolge ich die Theorie (ja, auch ich habe Theorien), dass für die Inklusive Forschung zwar Theorien notwendig sind, jedoch in der Praxis häufig keine Rolle spielen. Mit dieser Aussage gehe ich das Risiko ein, meine eigene Masterarbeit zu widerlegen und dennoch möchte ich genau darauf aufmerksam machen, dass die Theorie zwar benötigt wird, jedoch nicht unbedingt angewendet werden muss/kann.

Doch was ist nun Theorie? Hierfür gibt es viele Antworten. ChatGPT antwortet auf die Frage „Was ist Theorie in der Wissenschaft?“ wie folgt:

„In der Wissenschaft bezieht sich der Begriff „Theorie“ auf ein kohärentes System von Prinzipien, die dazu dienen, Phänomene zu erklären, Vorhersagen zu treffen und Verständnis zu fördern. Eine wissenschaftliche Theorie ist mehr als nur eine Vermutung oder Spekulation; sie basiert auf sorgfältig gesammelten Beweisen, Beobachtungen und Experimenten.“ (ChatGPT 13.12.2023)

Die künstliche Intelligenz führt ihre Beschreibung noch weiter aus, doch denke ich, dass vor allem für diesen Kontext dieser Auszug genügt. Meiner Ansicht nach sind diese von ChatGPT generierten Prinzipien im Zusammenhang mit Theorien durch eine schwere Bedeutung aufgeladen. Es wird an dieser Stelle das Wort "Prinzipien" eingesetzt und nicht etwa "Vermutungen" oder "Annahmen", was interpretiert bedeutet, dass Theorien auf gewissermaßen bewiesenen Sachbeständen beruhen. Ich denke, dass die generierte Antwort von ChatGPT zwar eine weitverbreitete und in der breiten Gesellschaft vermutlich anerkannte ist, jedoch ist diese für mich zu kurz gedacht und führt zu einem Aspekt, den ich betonen möchte: Theorie sollte noch immer als eine Spekulation oder als eine Annahme betrachtet werden, die durch verschiedene Verfahren Bekräftigungen finden kann, jedoch niemals zu einer Tatsache wird.

Häufig gibt es in der Wissenschaft zu den einzelnen Theorien unterschiedliche Sichtweisen, über die diskutiert wird. Eine Allgemeingültigkeit ist, wie sich folgend zeigen wird, in der Bildungswissenschaft nicht bzw. nur schwer zu erreichen. Zima (2017) schreibt in seinem Vorwort zum Buch „Was ist Theorie?“, dass die moderne Theorie „... wissenschaftliche Erkenntnis im Unterschied zur religiösen Kontemplation oder zur künstlerischen Betrachtung“ (Zima 2017, S. 9) darstellt. Weiter betont er, dass eine Theorie als ein durch Sprache entstandener Komplex verstanden werden kann und es dabei wichtig ist zu beachten, was Sprache macht (vgl. Zima 2017, S. 10). Nach einem kurzen Überblick über die sehr breiten Verständnisse und Herangehensweisen an die Definitionen von Theorie versucht Zima (2017) eine eigene zu geben:

„Theorie ist ein interessen geleiteter Diskurs, dessen semantisch-narrative Struktur von einem Aussagesubjekt im gesellschaftlichen Kontext selbstkritisch reflektiert und weiterentwickelt wird“ (Zima 2017, S. 20; Hervorhebung im Original)

Anhand dieser kurzen und dennoch sehr konkreten Darstellung erläutere ich mein Verständnis von Theorie. Ich habe mich dafür entschieden, Peter Zima (2017) als Grundlage heranzuziehen, da er in seinem Buch einen Überblick über viele „bedeutende“ Ideen zur Theorie gibt und diese in eine Aktualität trägt. Ein weiterer Grund war, dass ich die Orientierung an einem Überblick als zielführender erachte als das Verfolgen eines einzelnen spezialisierten Verständnisses.

Theorie stellt nicht nur einen aneinander gestellten Komplex von Sätzen dar, sondern ist meiner Meinung nach, eine im Diskurs entstandene Beschreibung eines speziellen Gegenstands. Hierbei ist der Diskurs von bestimmten Interessen geleitet und wird dadurch richtungsorientierend beeinflusst. Ich erachte es als besonders wichtig, dass immer auch die Intentionen und Einflüsse der Autor*innen mit hineingedacht werden. Denn die Verordnung des*der Verfassenden sollte in der Entwicklung von Theorien immer eine Rolle spielen oder wie Zima (2017) schreibt, „selbstkritisch reflektiert“ werden. Dabei handelt es sich um Reflexivität, die eine Anforderung in der empirischen Forschung mit sich bringt, dass sowohl das Forschungsthema als auch die Vorgehensweise auf den Gegenstand und die Forschung selbst zurückbezogen werden müssen (vgl. Brehm 2021, S. 30). Die Subjektivität als Kernpunkt da, denn an ihr bilden sich Daten (vgl. Brehm 2021, S. 34). So ist „Praxis nicht nur die Weiterführung von Theorie mit anderen Mitteln, sondern eröffnet dem Subjekt die Dimension leiblicher und affektiver Erfahrung, zu der Theorie nicht imstande ist“ (Pavon-Cuellar 2018, S. 19). Der Diskurs einer Theorie kann erweiternd für eine*n Forschende*n eine Stütze zum

Verstehen eines Sachverhaltes sein oder für ihn* sie eine Inspirationsquelle darstellen, jedoch gibt er keine ultimative allgemeingültige Antwort.

Nach diesem Verständnis habe ich versucht, Theorien zur Inklusiven Forschung zu verwenden. Sie gaben mir auf der einen Seite eine Stütze, um meinen Prozess und mein Handeln einordnen zu können und auf der anderen Seite waren sie Inspiration für mich. So beschreibt auch Baumert (2016), „dass aus einer wissenschaftlichen Beschreibung oder Erklärung keine eindeutige Konstruktionsregel für praktisches Handeln folgt, sondern bestenfalls Handlungsoptionen vorgezeichnet werden“ (Baumert 2016, S. 221). Es entsteht immer wieder eine Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, die für mich besonders in der Inklusiven Forschung zum Tragen kommt, wie vermutlich an einigen Stellen der Arbeit deutlich wird (siehe Kapitel 5.3.1; 5.5). Die Praxis versucht Veränderung hervorzurufen, wobei die Theorie bestrebt ist, Erkenntnisse zu gewinnen (vgl. Herzog 2018, S. 825) und weiter gibt es wohl eine Praxis, ohne dass es eine Theorie gibt, denn pädagogisches Handeln existiert seit dem Beginn der Menschheit (vgl. Herzog 2018, S. 823). Jedoch bleibt auch stehen, dass „... professionelles pädagogisches Handeln an wissenschaftlichem Wissen orientiert sein muss“ (Herzog 2018, S. 825).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass für mich Theorie in einem Diskurs entsteht, bei dem der*die Verfasser*in seinen*ihren eigenen Standort mit reflektieren sollte. Dabei ist sie ein Versuch, der aus Beschreibungen und Ideen besteht, einen Gegenstand zu beschreiben. Für mich gibt Theorie eine Handlungsorientierung in der Praxis, doch ist ein intuitives Handeln, dass häufig durch den Prozess gesteuert wird (siehe Kapitel 3.2.1; 5.1), ebenfalls wichtig. Des Weiteren stellt für mich die Theorie über Inklusive/partizipative Forschung und Inklusion in meinem Prozess hauptsächlich eine Inspirationsquelle dar, aus der ich immer wieder Ideen und Handlungspraktiken ableiten konnte. Dabei habe ich versucht, die Subjektivität und meine Verordnung darin immer im Blick zu behalten, da Objektivität als Teil einer Gesellschaft für mich nicht existieren kann. Hierbei könnte weiterführend die Standpunkttheorie von Lukacs und Donna Haraways situierter Objektivität helfen.

2.2 Und jetzt? Forschungsfragen und -vorhaben

Und jetzt soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie (in diesem Fall) ein Forscher und alle weiteren Mitglieder einer Forschungsgruppe agieren können. Ein besonderes Augenmerk

wird auf gemeinsame Aktivitäten und Arbeitsweisen gelegt und wie diese den Forscher und das Gruppengefüge beeinflusst haben. Es wird beleuchtet, wie wir in verschiedenen Situationen versucht haben, den Bedürfnissen aller Mitglieder der Gruppe gerecht zu werden und angemessen mit verschiedenen Gegebenheiten umzugehen. Dabei waren in unserer Arbeit als Gruppe Interaktionen, Beziehungsaufbau und Gespräche zentrale Elemente. Obwohl ich als Forscher unweigerlich Teil des gesamten Prozesses war, war ich dennoch bestrebt, einen gewissen Abstand zu wahren und das Geschehen auch aus einer äußeren Perspektive zu betrachten. Aufgrund von zeitlichen und platzbedingten Einschränkungen dieser Arbeit, habe ich zu einem Zeitpunkt, obwohl der Gruppenprozess noch nicht beendet war, diese Art der Betrachtung beendet. Primär wurde somit die Anfangsphase eines Inklusiven Forschungsprozesses in Augenschein genommen, wobei das Kennenlernen und die Bildung von Vertrauen eine zentrale Rolle spielen.

Die Forschungsfragen, die üblicherweise bereits frühzeitig in einer Qualifizierungsarbeit festgelegt werden, haben sich in meinem Fall erst im Verlauf des Prozesses entwickelt. Zu Beginn bestand lediglich das Interesse, eine Inklusive Forschungsgruppe zu etablieren und den Prozess autoethnografisch zu dokumentieren, um zu beobachten, welche Entwicklungen sich ergeben. Denn laut Bühler (2023) fehlen für das Arbeiten in dieser Form noch theoretische und methodische Konzepte (vgl. Bühler 2023, S. 249). Es haben sich dann folgende Forschungsfragen ergeben:

Wie kann der Start einer Inklusiven Forschungsgruppe unter der Prämisse des freien Zugangs verlaufen?

- Was hat die wechselseitige Zusammenarbeit im Prozess beeinflusst?
- Welche Veränderungen und Dynamiken haben sich ergeben?

Im Fokus der Forschungsfragen steht somit der Beginn unseres Inklusiven Forschungsgruppen-Prozesses. Dieser Zeitraum endet nach etwa zehn Monaten, da es dann es in unseren Gruppensitzungen hauptsächlich darum ging, wie wir weiter machen und größer werden können. Bei der Betrachtung der Dynamik innerhalb der Gruppe und deren Veränderungen waren die erprobten Arbeitsmethoden und die von uns als Gruppe geschaffenen Räume zentrale Aspekte. Unter der Prämisse eines freien Zugangs, welcher sich zum Mittelpunkt unserer gemeinsamen Arbeit entwickelt hat, war es mir von Beginn an ein Anliegen, ohne Vorannahmen, Theorien oder bestimmte Fragestellungen in die Gruppengründung zu starten. Das Thema der Forschung, die Herangehensweise und alle

anderen Schritte wurden innerhalb der Gruppe erarbeitet, entwickelt und durchgeführt. Von meiner Seite aus gab es keinerlei Einschränkungen, sondern nur meine aktive Mitarbeit als gleichwertiges Gruppenmitglied. Der Grund für dieses Vorgehen ist es, zur Reduzierung von Diskursteilhabebbarrieren beizutragen. Denn besondere Bedürfnisse entstehen, wie in Kapitel 2.1.1 gezeigt, im Diskurs und werden von außen zugeschrieben.

„Für einzelne Subjekte wird eine Behinderung immer dann spürbar, wenn ihnen der Zugang zu allgemeinen Diskursen verwehrt wird. Die betroffenen Subjekte stoßen hier also an Diskursteilhabebbarrieren. Diesem Gedanken folgend ist also Behinderung, verstanden als Diskursbehinderung, *theoretisch auflösbar* (Hervor. i. O.), indem Subjekten der Zugang zu Diskursen und somit Diskursteilhabe ermöglicht wird“ (Trescher 2017b, S. 278).

Es geht somit in meinem Vorgehen, eine Inklusive Forschungsgruppe unter der Prämisse des freien Zugangs zu gründen, darum, Diskurse zu öffnen und dadurch Themen und Praxen nicht festzuschreiben. So findet eine „*Dekonstruktion von Ausschließungssystemen*“ (Hervor. i. O.) statt (vgl. Trescher 2017a, S. 49). Trescher (2017a) propagiert, dass es hierfür eine genaue Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten von Menschen mit besonderen Bedürfnissen bedarf (vgl. Trescher 2017a, S. 49). Die Gründung und das Arbeiten innerhalb einer Inklusiven Forschungsgruppe kann dazu einen Teil beitragen, da die Themen und Diskurse von den Gruppenmitgliedern gesetzt werden und alle Beteiligten daran aktiv mitarbeiten können. Die Inklusive Forschung eröffnet hierdurch einen Raum in dem MIT den Menschen mit besonderen Bedürfnissen und nicht ÜBER sie geforscht wird (vgl. Hauser 2020, S.12). Des Weiteren sollen neben der „Generierung wissenschaftlicher Erkenntnisse“ auch Bildungsprozesse der Teilnehmenden angestoßen werden, indem eine „Kompetenzerweiterung“ stattfindet, „Veränderung sozialer Verhältnisse“ herbeigeführt werden oder ein „Verständnis für Lebenssituationen“ von Menschen mit besonderen Bedürfnissen erzeugt werden könnte (vgl. Hauser 2020, S. 82). Ebenso erfordert die Umsetzung von Inklusion eine entsprechende Forschung, die einer Entwicklung von Praxiskonzepten und deren Integration in das alltägliche Tun verhelfen kann. Trescher (2017a) betrachtet dies als eine "Aufgabe pädagogischer Praxis" (vgl. Trescher 2017a, S. 50).

3 Methode

Der Fokus dieses Abschnitts liegt darauf, die Erhebung und Verarbeitung der erhobenen Daten nachvollziehbar zu machen, sowie auf der Einbindung in den Kontext der Inklusiven Forschung.

3.1 (Inklusive) Einbeziehung aller Gruppenmitglieder

Wie bereits in Kapitel 2.1.2 erläutert, besteht das Ziel von Inklusiver Forschung darin, die Forschung MIT Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu betreiben und nicht ÜBER sie zu forschen. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, sämtliche beteiligten Personen in eine Vielzahl von Entscheidungsprozessen einzubeziehen und den Forschungsprozess demokratisch zu gestalten, um jedem Individuum eine Stimme zu verleihen. Im Kontext dieses Kapitels liegt der Schwerpunkt darauf, wie sowohl meine persönlichen Handlungsweisen als auch die der Forschungsgruppe im Rahmen der Inklusiven Forschung gestaltet wurden, wobei wir uns bemüht haben, uns an akademisch formulierter Theorie zu Inklusiver Forschung zu orientieren. Meine persönlichen Herangehensweisen werden allerdings hervorgehoben, da es sich um einen kollektiven Prozess handelt und somit die Übergänge zwischen meinem Handeln und dem der restlichen Beteiligten innerhalb der Forschungsgruppe fließend sind. Insbesondere finden die Handlungsstrategien Beachtung, welche darauf abzielen, Inklusive Forschung zu betreiben.

Des Weiteren werde ich zumindest in Ansätzen die Konzeption von Inklusiver Forschung im Rahmen meiner eigenen Vorstellungen für unser Projekt hinterfragen. Dabei werde ich darauf eingehen, ob wir tatsächlich Inklusive Forschung betrieben haben oder ob wir vielmehr eine inklusive Arbeitsgruppe darstellten. Besondere Aufmerksamkeit gilt hierbei den inneren Unsicherheiten, die insbesondere meinerseits auftraten, hinsichtlich der Frage, ob unser Vorgehen als ausreichend "wissenschaftlich" betrachtet werden kann. Dies führt zu einer Betrachtung in Kapitel 5, welches einen detaillierten und praxisbezogenen Einblick bieten wird, inwieweit es uns gelungen ist, die Ziele des inklusiven Arbeitens – sowohl meine eigenen als auch die der Gruppe – umzusetzen.

Zunächst soll noch theoretisch ergänzt werden, dass sich Inklusive Forschung ursprünglich auf Menschen mit Lernschwierigkeiten bezieht, jedoch gibt es hierzu Erweiterungsvorschläge, da die enge Begriffs- und Bezugsgruppenabgrenzung den

eingeschriebenen Vorstellungen von Inklusion und Exklusion widerspricht. (vgl. Goecke 2016, S.38)

„Das Denkmodell Inklusion/Exklusion bezieht sich auf alle Heterogenitätsdimensionen und sollte eine Verengung z.B. auf Menschen mit Lernschwierigkeiten vermeiden. Konsequenterweise müsste der Begriff der inklusiven Forschung im Sinne von Walmsley dahingehend erweitert werden, dass sich dieser Forschungsansatz auf die Teilhabe aller Menschen bezieht und je nach Forschungsfrage die jeweiligen Heterogenitätsdimensionen wie Behinderung, Geschlecht, Ethnie, Alter, Migrationserfahrung, Religionszugehörigkeit, sexuelle Orientierung etc. in den Blick nimmt“ (Goecke 2016, S. 38).

Die vorliegende Erweiterung stellt für mich und die Mitglieder meiner Forschungsgruppe ein essenzielles Element dar. Es war für alle Involvierten von Bedeutung, einer Kategorisierung zu entgehen zu entgehen und für mich persönlich waren die Grundprinzipien der Inklusiven Forschung von Beginn ein inspirierendes und richtungsweisendes Element. Meine ausgeprägte Orientierung an diesen Prinzipien kollidierte anfangs mit der Wahrnehmung der Gruppenmitglieder, die sich primär als Personen mit spezifischen Bedürfnissen, jedoch ohne Lernschwierigkeiten, identifizierten. Ungeachtet dessen einigte sich unsere Gruppe auf die Verwendung des Begriffs 'Inklusive Forschung', um unsere theoretische Ausrichtung zu verdeutlichen. Die fehlende vollständige Übereinstimmung in unseren Ansichten wird vermutlich im weiteren Verlauf unserer Arbeit zutage treten. Gelegentlich nutzen wir auch den Terminus 'partizipative Forschung', welcher als übergeordneter Begriff fungiert und ebenfalls eine Inspirationsquelle für unsere Gruppe war. Die Suche nach einer geeigneten Begrifflichkeit verweist auf die Schwierigkeit einer präzisen Zuordnung unserer Forschungsrichtung.

Die klare Abgrenzung zwischen Partizipativer und Inklusiver Forschung gestaltet sich für unsere Gruppe als herausfordernd und möglicherweise nicht zwingend notwendig. Bei genauerer Betrachtung erkenne ich jedoch, dass es schwierig ist, einem einzelnen Konzept bedingungslos zu folgen. Es ist wichtig zu reflektieren, dass trotz einer starken Ausrichtung an Inklusiver Forschung auch Abweichungen von unserer Gruppe akzeptiert wurden. Wie Irina Bühler (2023) treffend für ihre Forschungsgruppe reflektiert, spiegelt sich dies auch in unserer Arbeit wider: „Im Rahmen des Forschungssettings haben wir gemeinsam einen Weg gefunden, wie wir uns verständigen, gemeinsam forschen und arbeiten können“ (Bühler 2023, S. 54). Neben der Erarbeitung des Gemeinsamen stand ein gegenseitiger Lernprozess im Mittelpunkt.

Die theoretische Ausrichtung an Hauser (2020), Buchner et al. (2016) und Walmsley (2001) war dabei zwar bedeutend, führte jedoch auch zu Verwirrung. Die Annahme der theoretisch beschriebenen Handlungsweisen verunsicherte mich vor allem zu Beginn und schränkte unsere Arbeitsweise ein. Es bildete sich ein Korsett, bei dem ich mir oft nicht sicher war, ob wir tatsächlich inklusive Forschung betreiben oder eher eine inklusive Arbeitsgemeinschaft sind. Besonders zu Beginn war es mir wichtig, dass mein Vorgehen auf einem soliden Fundament basiert, weshalb ich mich stark einschränkte. Im Laufe der Zeit bemerkte ich deutliche Abweichungen von diesen Theorien und entschloss mich kurzzeitig, uns als inklusive Arbeitsgemeinschaft zu bezeichnen, um uns – vor allem mir – mehr Freiraum zu geben. Dieser Schritt war für mich wichtig, da er mir ermöglichte, freier zu arbeiten und nicht in der Theorie „gefangen“ zu sein, denn mein Fokus lag stark darauf, *auch* „akademische Forschung“ zu betreiben.

Die Grundlage dieser Arbeit fußt auf meiner methodischen Herangehensweise. Mein Ansatz bestand darin, sich einer Gruppe von Menschen zu nähern, ohne bereits ein konkretes Thema oder eine fest definierte Forschungsfrage zu präsentieren. Die ursprüngliche Konzeption, sich "für eine Gruppe von Menschen zur Verfügung zu stellen", lässt sich im Sinne eines emanzipatorischen Forschungsansatzes verorten, vergleichbar mit den Promotionsprojekten gemäß Stone/Priestley von 1996, und bildete den Ausgangspunkt meiner Überlegungen. Hierbei berücksichtigte ich insbesondere die bestehenden Machtverhältnisse zwischen Menschen mit und ohne besondere Bedürfnisse. Im Kontext dieser Dynamik fungiert die Forschung als potenzielles Instrument der Unterdrückung, wobei durch die Forschung die bestehende Machtstruktur weiter manifestiert wird (vgl. Stone/Priestley 1996, S. 701).

Um den Anforderungen einer inklusiv-emanzipatorischen Forschung gerecht zu werden, bedarf es einer aktiven Ausrichtung der Forschenden darauf, Unterdrückungspraktiken zu transformieren. Ein möglicher Ansatzpunkt besteht darin, den Prozess der Forschungsergebnisproduktion zu verändern. In diesem Rahmen können sich Forschende oder Personen mit Forschungskompetenz uneingeschränkt den Menschen einer betroffenen Gruppe zur Verfügung stellen. Letztere können dabei sämtliche Ressourcen der Forschenden in Anspruch nehmen (vgl. Stone/Priestley 1996, S. 711). Durch diese methodische Herangehensweise erfolgt eine Umkehrung der etablierten Forschungshierarchien, wodurch die Möglichkeit entsteht, aus der Perspektive von den Gruppenmitgliedern zu forschen. In meiner Rolle als Student und Verfasser einer

Masterarbeit stelle ich somit eine Ressource dar, die von den übrigen Mitgliedern der Forschungsgruppe in vollem Umfang genutzt werden kann.

Ein essenzieller Bestandteil innerhalb der Gruppenarbeit bestand darin, die individuellen Interessen aller Beteiligten zu identifizieren. Hiermit sollte sich die Forschungsfrage organisch aus der Dynamik der Forschungsgruppe entwickeln. Von Beginn an strebte ich an, auf Augenhöhe mit allen Gruppenmitgliedern zu interagieren und jedem ausreichend Aufmerksamkeit zu schenken. Ursprünglich beabsichtigte ich, eine Beobachterrolle einzunehmen und mich der Gruppe als unterstützende Instanz zur Verfügung zu stellen. Jedoch zeigte die Gruppendynamik rasch, dass ich nicht nur ein Beobachter, sondern ein vollwertiges Mitglied mit einer eigenen Stimme war, was zu einer veränderten Rollenwahrnehmung meinerseits führte (weiterführend erläutert in Kapitel 5.3.1).

Mein Ansatz bestand darin, in jeder Entscheidungssituation sämtliche Gruppenmitglieder einzubeziehen und jedem*jeder eine Stimme zu verleihen, sowie möglichst inklusiv – im Sinne von gleichberechtigt – zu arbeiten. Dabei lag besonderer Fokus auf einem respektvollen Umgang miteinander. Zudem war es mir ein Anliegen, Entscheidungen nicht eigenständig aus rein praktischen Erwägungen zu treffen. Obschon dies nicht immer umsetzbar war, insbesondere bedingt durch den zeitlichen Druck einer Masterarbeit und durch organisatorische Zwänge, war es dennoch von Bedeutung, Entscheidungen zu delegieren, Anweisungen zu befolgen und dabei die Prinzipien der Gleichberechtigung aufrechtzuerhalten (vgl. Walmsley/Johnson 2003, S. 64).

„Das gute ist, dass das eben kein Stress war bei dem Ganzen und dass du viel Zeit da investiert hast aufzunehmen, auch wenn es und uns nicht jetzt da gestoppt hast, sondern vieles auf dich zu schwappen hast lassen. Ähm wo ich mir auch ein Teil von dem, all, diese hat auch dazu beigetragen, dass ich jetzt auch noch mehr, muss ich sagen, zu- auf mich zukommen lasse und auch wenn ich merke, dass Kolleginnen und Kollegen, die jetzt auch nicht bei dieser Gruppe dabei sind, auch mehr reden, wo ich schon nicht weiß, was soll das eigentlich heißen. (Beide lachen). Trotzdem zulass, und auch wenn jetzt morgen, habe ich auch Streitschlichtung, auch bei Kolleginnen, die sie wachsen lassen“ (Interview Max, Z. 206-213).

Wir gestalteten unsere Treffen, ohne es abgesprochen zu haben, meistens nach demselben Muster. Zuerst gab es eine Eingangsphase, in der häufig persönliches Befinden und Organisatorisches im Mittelpunkt standen. Daraufhin stiegen wir in ein Thema, dass meist auf Wunsch von ihnen oder von mir vorbereitet war, ein. Wir versuchten dabei unterschiedliche Arbeitsmethoden auszuprobieren, um uns besser kennenzulernen und dabei zu entdecken, wie wir arbeiten konnten. Zum Abschluss gab es in der Regel noch

einmal eine kurze Phase, in der es um Utopien, Wunschvorstellungen oder Kritik an dem Umgang mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen ging. In der gemeinschaftlichen Arbeit passiert dabei viel auf der Gefühlsebene, die nicht immer erfasst werden kann, dennoch muss dabei versucht werden die Emotionalität und die Effektivität/Rationalität für die Arbeit in Einklang zu bringen, damit etwas Greifbares entstehen kann (vgl. Bühler 2023, S. 121). Meine Rolle, die sich aus der Gruppendynamik heraus entwickelt hat, war dabei eine Art Moderationsrolle mit Selbstbeteiligung. Ich versuchte also den (Forschungs-)Prozess in den Gesprächen immer im Blick zu halten, doch dabei die Freiräume, um Platz für Emotionen zu lassen, nie zu sehr einzuschränken (vgl. Hauser 2020, S. 252). Meistens entstand nämlich genau in diesen Momenten etwas Produktives. Wie Bühler (2023) schreibt, ist eine Verschränkung von Lernprozessen und Emotionen für eine gemeinsame Gruppenarbeit von großer Bedeutung (vgl. Bühler 2023, S. 121).

Einbezug aller in den Schreibprozess

Innerhalb unserer Gruppe wurde intensiv darüber debattiert, dass es scheinbar wenig Sinn ergibt, dass ich als Einzelperson eine Masterarbeit über unsere gemeinsame Arbeit verfasse. Die systemischen Rahmenbedingungen an der Universität erfordern jedoch, dass dies innerhalb bestimmter Richtlinien geschieht. Beispielsweise ist es nicht möglich, diese Qualifizierungsarbeit in leichter Sprache abzugeben. Diese Bemerkungen zu den meiner Ansicht nach nicht vollständig schlüssigen Regelungen bezüglich partizipativer Abschlussarbeiten sollen hier lediglich angedeutet werden. Aufgrund der Aktualität dieses Forschungsansatzes wird sich in Forschungswerkstätten, wie beispielsweise einer an der Universität Wien im September 2023 angesetzten, mit diesem Thema auseinandergesetzt. Gegenwärtig erlaubt der Rahmen lediglich eine „Forschung so inklusiv wie möglich“ (Kremsner 2017, S. 138). Die Schwierigkeit besteht also darin, den wissenschaftlichen Standards, den Vorstellungen meiner Betreuungspersonen, sowie meinen eigenen und den aller Beteiligten gerecht zu werden, unter der Prämisse, dass einige Aspekte der Partizipativen Forschung nicht wirklich im Einklang mit den Erwartungen der Akademik stehen (vgl. Bühler 2023, S. 168).

Die Tatsache, dass ich meine Masterarbeit allein schreiben musste/durfte⁸, brachte mich dazu, einen Weg zu finden, wie ich alle zumindest stückweise miteinbeziehen kann.

⁸ Muss: Weil ich eine akademische Prüfung ablegen muss.

Darf: Weil es mir auf eine gewisse Art und Weise auch erlaubt wird, eine akademische Prüfung abzulegen, wobei der Zugang zu Universitäten häufig vielen Menschen verwehrt ist.

Hierbei empfand ich es als besonders wichtig, allen Gruppenmitgliedern gegenüber transparent zu sein. Ich war also als beginnender akademisch Forschender in einer Bringschuld in Form eines Papierstücks, in dem unsere Forschung nur schwer widerzugeben ist, vor allem unter dem Gesichtspunkt, es verständlich und zugänglich zu machen. Zu einer Lösung, es unter benutzerfreundlichen Umständen zu veröffentlichen (vgl. Goodley/Moore 2000, S. 874), gab es immer wieder Gedanken (Theater, Poster, Aktionismus), doch auf Grund von Zeitproblemen wurden diese nicht endgültig diskutiert, geschweige denn geplant. Somit versuchte ich in meinem Rahmen Wege zu finden, meinen Schreibprozess möglichst transparent zu gestalten. Hierfür spielte ich den Gruppenmitgliedern immer wieder meinen Stand zurück und diskutierte diesen mit ihnen. So ergab sich beispielsweise in einer Diskussion, dass sie eine Einleitung für sinnvoll halten, obwohl ich diese nicht geplant hatte, da es ohne diese schwierig sei, meine Arbeit nachzuvollziehen. Ich ließ mich auf diesen Vorschlag ein und empfand ihn im Nachhinein als sehr sinnvoll.

⁹Es kam in der Forschungsgruppe die Idee auf, mit den Mitgliedern Interviews über den Arbeitsprozess zu führen, um das *alleine-schreiben* zu relativieren. Zu Beginn fand ich die Idee sofort klasse und war gespannt, wie sie sich das vorstellten. Der Vorschlag war jedoch an dieser Stelle schon wieder beendet und die Überlegungen, wie in den Interviews vorgegangen werden könnte, überließen sie mir. Spannend wie das funktionierte, denn sie haben mir quasi die Headline geliefert und ich soll den Text dazu ausformulieren. Ich dachte somit bis zu unserem nächsten Treffen darüber nach, wie wir unsere Interviews gestalten könnten. Und schon war ich wieder in eine „klassische wissenschaftliche Vorgehensweise“ hineingeschlittert. Was brauchen wir? Wir brauchen eine Art des Interviews, wie wir es erheben möchten und dann brauchen wir eine Auswertungsmethode. Mit diesem antrainierten Denken ging ich gut vorbereitet in unser nächstes Treffen hinein. Ich stellte ihnen unterschiedliche Methoden der Interviewführung (Narratives Interview, (offenes) Leitfadeninterview, Gruppendiskussionen, Experteninterview) vor und erklärte ihnen die Vor- und Nachteile, den Ablauf und den Nutzen der einzelnen Interviewarten. Ich hatte das

⁹ Eingerückte Passagen, die ohne Anführungsstriche geschrieben sind, zeigen Momente aus meinen Aufzeichnungen aus, die in den Text eingebaut und dafür sprachlich leicht verändert wurden. Zum besseren Verständnis der unterschiedlichen zeitlichen Ebenen habe ich sie vom Rest des Textes abgesetzt. Am Ende steht der Monat und das Jahr in dem der Eintrag stattgefunden hat.

Gefühl, dass sie mir dabei aufmerksam zuhörten. Als ich fertig war, herrschte Stille und Max bat darum, alles noch einmal zusammenzufassen, da es schon sehr viel Stoff und ich manchmal zu schnell war. Ich bin immer wieder froh über so ein Feedback, denn einem selbst fällt es oft nicht auf und man merkt immer wieder, wie sehr man in einem Inklusiven Raum auf seine Sprache achten muss (vgl. Hauser 2016, S. 83). Wir unterhielten uns sehr ausführlich über die Herangehensweise, doch konnten uns zusammen nicht festlegen, was am meisten Sinn macht. Bis Hannes vorschlug, dass ich meine „Geschichte“ machen soll und sie gestalten ein eigenes Interview auf ihre Art und Weise. Wow, wie genial, dachte ich mir und war hin und weg von dieser Idee. Hannes hatte somit eine Tür aufgemacht, wie wir die „akademische Welt“ mit unserer geschaffenen verknüpfen können. Sie können nun ein Interview gestalten, nachdem sie einen kurzen Input bekommen haben, wie so etwas aussehen kann und sind dabei sehr intuitiv vorgegangen. Ich wiederum kann mich insbesondere im Kontext einer Qualifizierungsarbeit an ein methodisches Vorgehen halten bzw. ein solches aufbauen. (Juli 2023)

Wir nahmen Interviews auf, in denen ich sie und sie mich interviewten, wobei die Reflexion unseres Prozesses im Vordergrund stand. Nach einer Überblicksauswertung verwarf ich es überwiegend, diese in meine Masterarbeit mit einzubauen, da es den Rahmen deutlich sprengen würde. Dennoch ergaben diese noch einmal eine kurze Reflexionsmöglichkeit für uns alle über unseren Prozess. Die Idee dahinter war es eigentlich, bestimmte Sequenzen mit ihnen herauszufiltern und meinem Geschriebenen entweder hinzufügen oder entgegenzustellen. Eine gemeinsame Auswertung war auf Grund von zeitlichen Ressourcen aller Beteiligten nicht möglich. Es ergab sich während des Schreibprozesses, dass ich mit meinen entwickelten zentralen Themen die Interviews noch einmal überflog und Stellen raussuchte, die sich zu diesen Themen ergänzend ergaben. Ich stellte sie ohne weitere Interpretation zu den einzelnen Schriftfragmenten als Blickerweiterung hinzu und sprach es kurz mit der jeweiligen Person ab, ob sie diesem zustimmen kann.

Weitere Bemühungen von mir, die gesamte Gruppe in die Masterarbeit miteinzubauen, bestanden darin, in zwei Gruppengesprächen die Verständnisse der einzelnen Begriffserklärungen (im 2. Kapitel: Behinderungen, Inklusion, Teilhabe, Selbstbestimmung, Gleichberechtigung, Inklusive Forschung) zu besprechen und zu

versuchen einen Abschnitt zu formulieren, der ihre Ansichten widerspiegelte. Nachdem wir diese noch einmal besprochen haben und sie für gut empfunden wurden, habe ich sie in die Masterarbeit eingebaut. Als Beispiel zeige ich hier die erste und zweite Version vom Verständnis zu Inklusion von Georg, Hannes, Helmut, Max und Saskia, wobei die Änderungen rot markiert sind. Diese haben sich in einer ausführlichen Besprechung der einzelnen Abschnitte ergeben.

Version 1: Inklusion

Inklusion ist die Schaffung von bedürfnisorientierter Normalität. Es sollen alle mitgehen können und in ein Team (bzw. in die Gesellschaft) inkludiert sein. Inklusion ist, wenn alle geschlossen zusammen arbeiten und das dabei Normalität ist. Wenn man etwas braucht, dann bekommt man es – mehr ist das nicht. Behinderung wird dabei nicht hervor getan (nicht darauf zeigen, aber auch nicht damit hausieren gehen) und alle Lebewesen leben und arbeiten auf einer Augenhöhe miteinander.

Version 2: Inklusion

Inklusion ist die Schaffung von bedürfnisorientiertem **Zusammenleben**. Es sollen alle mitgehen können und in ein Team (bzw. in die Gesellschaft) mit **einbezogen** sein. **Das heißt**, wenn alle geschlossen zusammen arbeiten. **(Streichung) Idealfall**: Wenn man etwas braucht, dann bekommt man es – mehr ist das nicht. **Behinderungen** werden dabei nicht hervor getan **(Streichung)**. Alle Lebewesen leben und arbeiten auf einer Augenhöhe miteinander.

Zu guter Letzt stellte ich ihnen am Ende Platz zur Verfügung, den sie ganz nach ihrem Wunsch gestalten konnten. Sie baten mich darum, sie beim Prozess zu unterstützen und formulierten eine Reflexion über unser Projekt.

Zusammenfassend waren für meine/unsere Arbeitsweise die Achtsamkeit in der Gruppe, das Zulassen von Freiräumen – auch wenn dieser Punkt eine Herausforderung für mich war – und der freie Zugang zur beforschten Thematik die zentralen Punkte. Für mich eigneten sie sich besonders bei einem Start einer Inklusiven Forschungsgruppe. Diese drei Kernelemente ermöglichten uns einen Start einer Inklusiven Forschungsgruppe, bei dem wir in einem kurzen Zeitraum zusammen wachsen, zusammen vertrauen, zusammen lernen und zusammen forschen konnten. Die Teilhabe aller Gruppenmitglieder am Schreibprozess war für mich ein Muss. Hierzu könnte noch der respektvolle und wertschätzende Umgang miteinander, der die Basis für Inklusive Forschung zu sein scheint, erweiternd genannt werden (vgl. Koenig/Buchner 2011, S. 279).

3.2 Methodische Herangehensweise

In den nachfolgenden Abschnitten liegt der Schwerpunkt insbesondere auf der methodischen Herangehensweise. Es wird erläutert, warum eine episodenhafte Prozessbetrachtung gewählt, wie der autoethnographische Ansatz angewendet und abschließend, wie mit den erhobenen Datensätzen verfahren wurde.

3.2.1 Prozessbetrachtung und episodenhafte Darstellung

In der folgenden Passage stehen meine prozessorientierte Vorgehensweise und die Fokussierung auf episodische Ereignisse im Rahmen dieser Arbeit im Mittelpunkt. Durch die Wahl eines chronologischen Rahmens strebte ich eine klare Orientierung, vor allem für mich, an, wenngleich gewisse Abweichungen von diesem Rahmen auftraten, da bestimmte Themen sich wiederholt manifestierten und nicht auf einen starren Zeitpunkt reduziert werden konnten (siehe Abbildung 3, S. 44). Zusätzlich erläutere ich die Offenheit meines methodischen Zugangs.

Zunächst möchte ich darauf eingehen, aus welchem Grund eine prozessorientierte Betrachtungsweise als sinnvoll erschien. In der inklusiven Forschung ist es von zentraler Bedeutung, Offenheit und Flexibilität zu wahren, da der Forschungsprozess als dynamisch und offen konzipiert ist (vgl. Hauser 2020, S. 164 und 167). Als Forscher war es unabdingbar, zu akzeptieren, dass unser Projekt einen offenen Ausgang hatte und kein vorhersehbares Gelingen garantierte (vgl. Unger 2016, S. 55). Der Forschungsprozess glich einem Zyklus und einem ständig wechselnden „Wirbelwind“, der unberechenbar blieb (vgl. Bühler 2023, S. 246). Gerade aufgrund dieser Offenheit und ständigen Veränderung war es mein Ziel, die Komplexität des Prozesses darzustellen und viele Details zu beleuchten, um ein umfassendes Bild zu zeichnen. Allerdings stellte ich fest, dass es äußerst herausfordernd war, angemessene Worte zu finden, um das Erlebte, Gehörte und Gesehene adäquat zu beschreiben und dabei allen Beteiligten gerecht zu werden. Dies hält Bühler (2023) ebenfalls als eine offen gebliebene Frage in ihrem Buch fest (vgl. Bühler 2023, S. 251).

Ich konzentrierte mich darauf, wichtige Aspekte aus meinem Forschungstagebuch und meinen autoethnographischen Texten herauszuarbeiten. Diese sollen einerseits Situationen veranschaulichen, in denen für mich bedeutende Themen der Inklusiven Forschung zum Tragen kamen, und andererseits soll dadurch ein Überblick über unsere

Gruppe und unseren Prozess gewonnen werden können. Mein Ziel war es nicht, eine umfassende Theorie zu konstruieren, sondern durch die Darstellung wesentlicher Episoden des Prozesses soll sowohl ein Gesamtbild als auch die Zerrissenheit des Ganzen aufgezeigt werden (vgl. Brehm 2021, S. 43).

„Wenn weder ein mächtiger, alles zur Einheit zusammenschließender Weltgeist noch ein mächtiges, mit sich identisches Subjekt existiert, ist die Welt zersplittert und muss auch so dargestellt werden: in Fragmenten“ (Brehm 2021, S. 43).

Wie Brehm (2021) hier beschreibt, spiegelt sich die Welt in Fragmenten wider, oder wie ich sie überwiegend bezeichne, in Episoden. Das episodenhafte Schreiben kann dazu beitragen, nicht nur die individuelle Seite zu erfassen, sondern auch die gesellschaftliche Dynamik nachvollziehbar zu machen. In der Autoethnographie ist diese Darstellungsweise von Episoden ebenfalls bevorzugt (vgl. Brehm 2021, S. 44). Gelegentlich finden sich im Text Stellen, die nur angedeutet wurden, da sie zwar eine Rolle für mich/uns spielten, jedoch innerhalb dieses Rahmens nicht weiter ausgeführt werden konnten.

Es wird somit eine Rekonstruktion des Prozesses durch Episoden dargestellt, der sowohl Ausgangspunkt als auch Ergebnis ist (vgl. Schneider-Reisinger 2024, S. 11). Für uns als Gruppe war eine prozessuale Entwicklung wichtig, da der Freiraum bzw. der inklusive Raum (siehe Kapitel 5.5.3) erst noch geschaffen werden musste. Durch die von Natur aus gegebene Nähe zum Projekt und allen Beteiligten ging von meiner Seite teilweise die kritische Außenperspektive verloren (Verflechtung zwischen Prozess, Subjekt und Objekt siehe Kapitel 5.1). Es wäre für mich sinnvoll gewesen, zumindest mit einer zweiten Person zusammenzuarbeiten, um eine gemeinsame Reflexion zu ermöglichen. Eine andere Möglichkeit wäre gewesen, regelmäßige Reflexionssitzungen mit meinen Betreuern durchzuführen. Diese fanden zwar gelegentlich statt, jedoch nicht in ausreichendem Maße für mich. Eine externe Begleitung halte ich daher für äußerst relevant. Wie auch Bühler (2023) betont, ist es wichtig, die Störungen und Irritationen, die im Verlauf eines solchen Prozesses auftreten, wahrzunehmen und zu reflektieren. Dadurch können sie zu Daten werden (vgl. Bühler 2023, S. 245).

3.2.2 Datengewinnung und der autoethnographische Charakter

Während des gesamten Forschungsprozesses wurde ein Forschungstagebuch geführt, in das bedeutende Ereignisse und Gedanken in verschiedenen Formen dokumentiert wurden.

Diese Einträge variierten von knappen Stichpunkten, die später ausgearbeitet wurden, bis hin zu ausführlichen Passagen. Das Tagebuch diente primär als Reflexionsinstrument, wobei besonders signifikante Momente markiert wurden, um später eine schnelle Übersicht über "Epiphanien" (Denzin 2014) oder "Schlüsselszenen" (Kühner 2018) zu ermöglichen. Diese Momente sind von besonderer Bedeutung, da sie dazu dienen, eine reflektierte Betrachtung von sich selbst und anderen anzustoßen (vgl. Brehm 2021) und ermöglichen eine erste Kategorisierung.

„Wir akademischen Forschen (sic!) agieren und reagieren im Feld, arbeiten, forschen, nehmen teil, stehen in Beziehung und halten alles, was wir erleben, wahrnehmen, erinnern, aufnehmen und in Worte fassen können, im Forschungstagebuch fest“ (Bühler 2023, S. 246).

Wie von Bühler (2023) treffend beschrieben, spielt das Forschungstagebuch eine entscheidende Rolle in der (Inklusiven) Forschung, indem es ermöglicht, Ereignisse und Gedanken festzuhalten. Insbesondere das Verbalisieren der Erlebnisse stellte für mich eine Herausforderung dar. Um diesem Hindernis entgegenzuwirken, entschied ich mich, nach Gruppentreffen Sprachmemos aufzunehmen, um meine Gedanken und Erfahrungen unmittelbar festzuhalten. Am folgenden Morgen versuchte ich dann, diese Nachrichten zu nutzen, um den Prozess zu rekonstruieren und niederzuschreiben. Trotz dieser Hilfsmittel blieb es schwierig, die passenden Worte zu finden, um den Gruppenprozess und individuelle Erlebnisse angemessen und umfassend wiederzugeben. Ich ordnete jeden Eintrag nach der Wichtigkeit in diesem Moment anhand einer Skala von null bis drei Ausrufezeichen ein, was mir besonders beim Einstieg in die Auswertung oder das Weiterschreiben half. Hierfür war vor allem das Kriterium, das sich meist intuitiv verwirklichte, inwiefern die Thematik eine Relevanz in mir oder in einzelnen Gruppenmitgliedern auslöste. So hat zum Beispiel Hannes bei einer Sitzung (2.Sitzung, Februar 2023) durch eine längere Darstellung deutlich gemacht wie wichtig ihm es ist, dass die Gruppendynamik gut aufgebaut und gehalten wird. So eine Betonung einer Thematik ergab daraufhin eine Einordnung mit drei Ausrufezeichen.

Zusätzlich zum Forschungstagebuch wurden in unregelmäßigen Abständen autoethnographische Texte verfasst. Diese Texte behandelten spezifische Themen, die entweder über einen längeren Zeitraum präsent waren oder sich häufig wiederholten. Sie wurden entweder unmittelbar nach den Gruppentreffen oder gelegentlich auch Monate später geschrieben und bezogen sich dabei auf frühere Erfahrungen. Das spätere Schreiben entstand häufig dann, wenn mir Themen wieder aufgefallen sind und ich diese

beim Durchforschten meiner bereits gesammelten Daten wiedergefunden habe. In der Autoethnographie wird versucht, soziale und kulturelle Phänomene durch Emotionen, die als wichtiger kultureller Spiegel dienen können, zu erfassen und zu erforschen. Dabei wird oft eine Brücke zwischen dem traditionellen, normorientierten wissenschaftlichen Schreiben und einer für die Öffentlichkeit zugänglichen Darstellungsweise geschlagen (vgl. Stadlbauer/Polder 2016, S. 275) und idealerweise eine Reaktion in dem*der Leser*in erzeugt.

„Autoethnographie ist eine Forschungsmethode und zugleich eine Form wissenschaftlichen Schreibens. Die Forschenden beschreiben und analysieren darin ihre eigene gelebte Erfahrung, um auf diesem Weg soziale und kulturelle Phänomene zu verstehen“ (Stadlbauer/Polder 2016, S. 273).

Arbeitsmaterialien wie Zusammenfassungen von Vorträgen oder andere Artefakte wurden ebenfalls hinzugezogen, um den Prozess zu veranschaulichen (vgl. Stadlbauer/Polder 2016, S. 276). Der hohe reflexive Charakter spielt sowohl in der Autoethnographie eine Rolle als auch in Inklusiven Forschungsprojekten.

„Reflection is characterised by dwelling on what happens to you und what are important issues in that Situation (...). It is about being aware of what happens, analysing, thinking critically, forming an opinion, and adjusting your actions if necessary“ (Woelders et.al. 2015, S. 32f).

Die Reflexion spielt somit eine entscheidende Rolle dabei, Situationen besser zu erfassen und gegebenenfalls das eigene subjektive Handeln anzupassen (vgl. Brehm 2021, S. 34f). Die Subjektivität bildet den Mittelpunkt der Forschung und dient als Grundlage für die Datenerhebung. Die Autoethnographie bietet eine Möglichkeit, diese Subjektivität zu erfassen (vgl. Brehm 2021, S. 38). Des Weiteren zielt sie darauf ab, im emanzipatorischen Sinne eine Veränderung herbeizuführen, indem sie denjenigen eine Stimme gibt, die normalerweise nicht gehört werden (Denzin 2014, S. 6).

Es ist wichtig zu beachten, dass die Autoethnographie lediglich eine Perspektive darstellt, die von anderen Forschenden genutzt werden kann. In meinem Fall bietet die Darstellung des Starts einer Inklusiven Forschungsgruppe einen Einblick in meine persönliche Wahrnehmung. Durch die Autoethnographie wird ein umfassenderes Verständnis, einschließlich kultureller und/oder sozialer Aspekte, in die Selbstreflexion integriert und unterscheidet sich somit von reinen Selbstbeobachtungen (vgl. Schmohl 2019, S. 81). Obwohl eine ausschließlich autoethnographische Arbeit aus verschiedenen Gründen nicht

durchgeführt wurde, wurde dennoch mit einem starken autoethnographischen Charakter gearbeitet, der die Reflexivität besonders betont.

3.2.3 Umgang mit gewonnen Daten

Die Auswertung begann mit Hilfe einer dem induktiven Stil der Grounded Theory ähnelnden Vorgehensweise (vgl. Glaser/Strauss 1998). In diesem Ansatz geht es darum, die komplexe Realität zu verstehen, ohne feste Annahmen zu machen. Der Zugang zum Untersuchungsfeld ist offen und flexibel, und es ist ein „...ständige(r) Wechselprozess von Datenerhebung und Auswertung“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 200). Es ist ein zirkulärer Prozess, bei dem Erfahrungen im Feld dokumentiert und reflektiert werden, möglicherweise durch Hinzuziehen von Literatur und Theorien oder Selbstreflexion, gefolgt von weiterem Handeln im Feld und Anpassungen (vgl. Bühler 2023, S. 123). Zur Hilfe kam mir, dass ich von Anfang an Themen markiert habe, die für mich in der entsprechenden Situation von Bedeutung waren. Hierbei nutzte ich ein System, wie ich es schon lange beim Bearbeiten von Texten praktiziere, bei welchem wichtige Passagen intuitiv mit ein bis drei Ausrufezeichen anhand ihrer Wichtigkeit markiert werden. Dadurch entstand ein Gefühl, tiefer analysieren zu müssen.

Die tiefere Analyse beschreibt Clarke (2012) als einen der wichtigsten Effekte der Situationsanalyse, weswegen ich mich zum Erstellen von Maps entschied, um einen ersten Überblick über meine gewonnen Themenkomplexe zu bekommen (vgl. Clarke 2012, S. 121). Hierbei wurde stets ein Notizbuch geführt (vgl. Clarke 2012, S. 122), woraus häufig autoethnographische Passagen, in denen weitere wichtige Epiphanien ausgedrückt wurden, entstanden. Da mein Ansatz von vornherein durch das Verwenden eines autoethnographischen Charakters bestimmt war, ist die Verschränkung meiner Person und deren Reflexion zu den Datenschriften bereits gegeben. Clarke (2012) sieht hierbei eine wichtige Aufgabe des*der Forschenden: *„Forscher sollten ihre eigenen, im Laufe des Forschungsprozesses gemachten Erfahrungen als Daten für die Anfertigung dieser Maps nutzen“* (Clarke 2012, S. 122; Hervor. i. O.)¹⁰.

¹⁰ Natürlich gilt das gleiche auch für weiblich gelesene Forscherinnen.

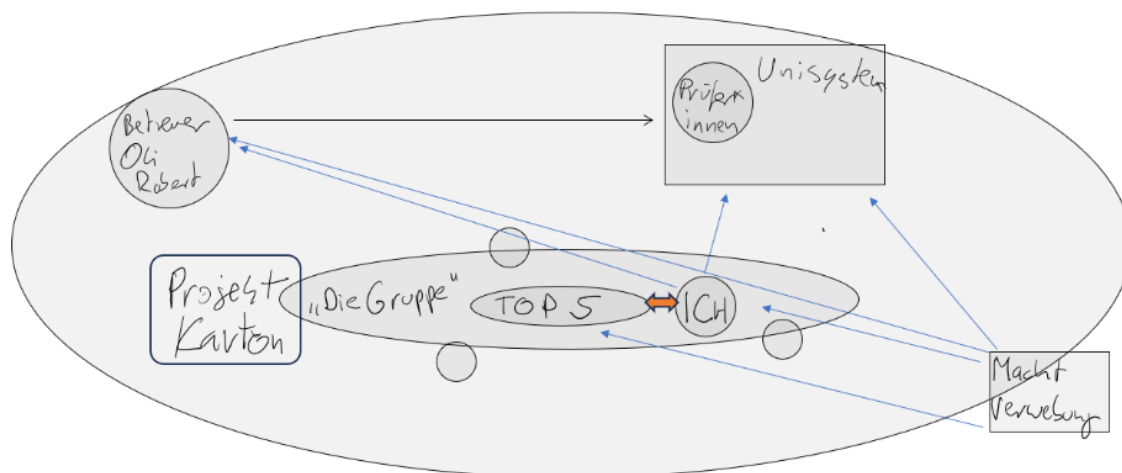


Abbildung 1: Personen MAP

Parallel dazu habe ich mich, im Unterschied zu Clarke (2012), dafür entschieden, die Hauptakteur*innen und ihre Verwobenheit in einer extra Map (Abbildung 1) darzustellen und somit bedeutende Themen und Personen in einem ersten Schritt zu trennen, da der Fokus der Masterarbeit auf einigen ausgewählten Themen stehen soll. Zu einem besseren Überblick ist jedoch eine Personen-Maps von Vorteil.

Nach dem Erstellen der „ungeordneten Maps“ (Abbildung 2) wurden die Elemente in



Abbildung 2: ungeordnete MAP

Relation und Beziehung zueinander gesetzt (vgl. Clarke 2012, S. 124) und anhand einer ungefähren Zeitlinie versucht zu ordnen. Hierbei habe ich mich an der Idee einer „geordneten Arbeitsversion“ wie von Clarke (2012) vorgeschlagen orientiert, doch diese

für meine Zwecke adaptiert (Abbildung 3), damit die mir wichtigen Themen zur Geltung kommen (vgl. Clarke 2012, S. 127). Dabei wurden die Themen beim ersten Auftreten eingetragen und anhand von farbigen Pfeilen miteinander in Beziehung gesetzt. Außerdem zeigen die Pfeile die Dauer der Präsenz von manchen Themen auf. Gegebenenfalls haben sie sich auch zu einem weiteren Thema entwickelt und dadurch bleiben sie präsent in unserer Gruppe. Mit Hilfe dieser Maps, Forschungstagebucheinträgen und den autoethnographischen Textpassagen wurden die Schwerpunkte gesetzt und ausformuliert.

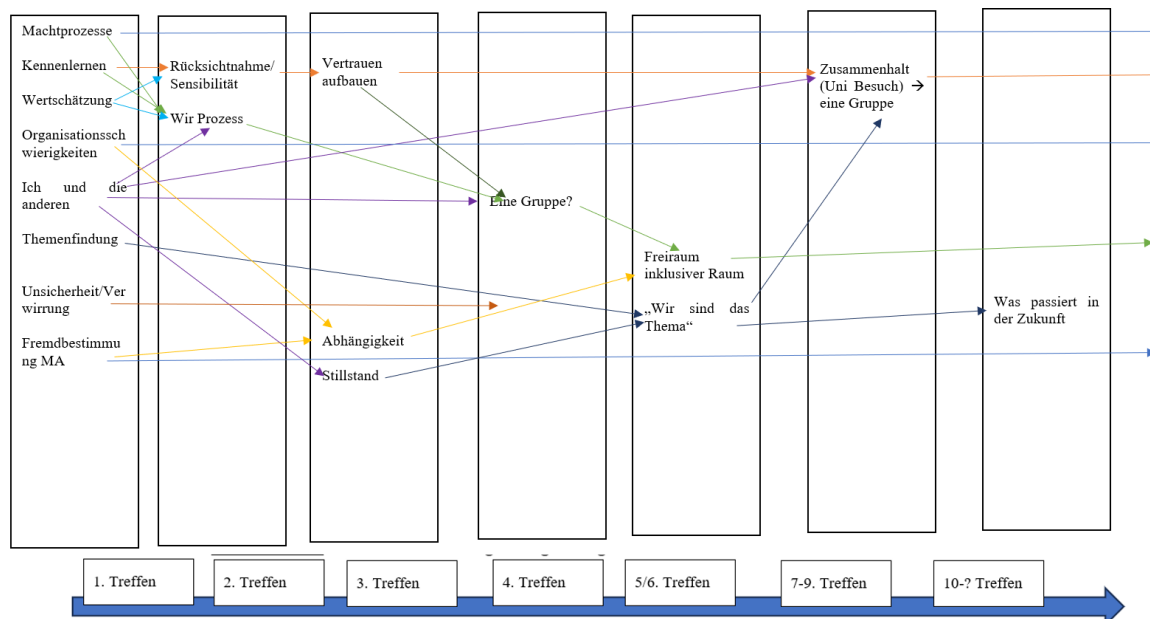


Abbildung 3: geordnete MAP und zeitliche Einordnung

Zu Beginn des Schreibprozesses habe ich mich auf diese Bausteine bezogen. Im Stile des autoethnographischen Weiterschreibens wurden die herausgearbeiteten Stellen mit Literatur verknüpft und als Episoden dargestellt. Wie im Kapitel 3.1 bereits angeschnitten, wurden Interviews untereinander, also sie mit mir und ich mit ihnen, aufgenommen, um mehr Einbezug zum Schreibprozess der Masterarbeit herzustellen, wobei es hier nicht, wie geplant eine gemeinsame Auswertung der Interviews gab. Bereits aus den Maps (Abbildung 3) erarbeitete Themen wurden allerdings in den Interviews gesucht und teilweise gefunden. Die übereinstimmenden Themen wurden als Zitate ohne weitere Interpretation hinzugestellt, um die Stimmen aller Gruppenmitglieder zu bekommen. Die ausgewählten Abschnitte wurden mit der jeweiligen Person besprochen. Als ein letzter Schritt wurden einige geschriebene Kapitel mit den Gruppenmitgliedern durchgegangen. Hierbei wurde nicht Wort für Wort behandelt, sondern ich habe ihnen

eine wörtliche Zusammenfassung gegeben, woraufhin wir meistens eine Diskussion starteten. Die Ergebnisse der Diskussion habe ich im Anschluss, versucht in den Text mit einzubauen.

4 Personen

(inspiriert von Alina Brehm 2021)

Helmut – Ordnunghaltender, mein Motivator, Skeptiker, Kommunikator

Saskia – Emotionalitätsbringerin, Datenfesthaltende, Freudeverbreiterin

Georg – Ruhe in Person, auf-die-Spitze-Bringer, Humorist

Max – Philosoph, Weitsichtiger, Politiker

Hannes – wenig Sagender, viel Lachender, in sich Gekehrter

Fabian – Gespräch am Laufen Haltender, nur selten Anwesender

Sebastian – Politiker, viel Redner, nur selten Anwesender

Stefanie – nur einmal da, was schade war

Vali – Ich, Übermütiger, Verzweifelter, immer wieder Selbstorientierender

Sonja – Valis Freundin, Korrekturleserin, Rückenfreihalterin, Anwesende (und das war/ist wichtig!!!), Liebende, beste Mutter unserer Kinder

Robert – Motivator, Betreuer, Hinterfrager, Respektzollender, Möglichmacher

Oli(ver) – Förderer, Betreuer, Türenöffner, kritischster Mensch, Hinterfrager, Hochmutnehmender

Annabelle – Beobachterin

Renée – Horizonterweitende, Gegenteildenkende, Studienkollegin

Projekt Blumenwiese – Raumsteller, Ermöglicher, immer Unterstützender

Anna – Projektleiterin Blumenwiese, Helfende, Zurückhaltende, Raumermöglichende

5 In und mit der Gruppe

In den folgenden Abschnitten sollen die Phasen Inklusiver Forschung mit autoethnographischen Einschüben chronologisch dargestellt werden, um sie mit theoretischen Bezügen zu verknüpfen. Dabei wird bewusst auf eine dogmatische Vorgehensweise verzichtet und in den einzelnen Unterpunkten werden Themen mit Schwerpunkten behandelt, die auch in anderen Forschungsphasen relevant sind.

Der Versuch, einen inklusiven Forschungsprozess nach klassischem Ansatz zu gestalten, scheiterte anfangs schnell. Ein erster Widerspruch zur Offenheit in inklusiven Forschungsprozessen zeigte sich bereits darin, dass ich meine geplante Inklusive Forschung in verschiedene Phasen unterteilt habe. Diese Einteilung mag aus wissenschaftlicher Perspektive nachvollziehbar sein, es ist jedoch zu beachten, dass viele Gruppenmitglieder möglicherweise kein ausgeprägtes Verständnis dafür haben und durch diese Vorgehensweise irritiert, sein könnten. Der klassische Ansatz wissenschaftlicher Forschung sieht eine vierstufige Einteilung in Vorarbeiten, Datenerhebung, Datenauswertung und Ergebnisdarstellung vor. Dabei kann es aufgrund unterschiedlicher Designs zu leichten Abweichungen oder Wiederholungen von Schritten kommen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 1). Zu beachten ist, dass der Vorteil eines klassischen Forschungsrahmens darin liegt, eine Struktur bereitzustellen, die sowohl mir als wissenschaftlich Forschender als auch den Expert*innen Orientierung bietet, ohne dabei einem verbindlichen Rahmen zu unterliegen. Nach Goodley und Moore (2000) ist die Beziehung zwischen akademischer Forschung und Menschen mit besonderen Bedürfnissen schwierig und gegenseitig hemmend (vgl. Goodley/Moore 2000, S. 872). Stone und Priestly (1996) argumentieren, dass die Präsentation von Forschung immer auf Kosten einer Seite geht. Um wissenschaftlichen Standards gerecht zu werden, müsste man gegebenenfalls darauf verzichten, Menschen mit besonderen Bedürfnissen, welche in diesem Projekt im Mittelpunkt stehen, die Ergebnisse zugänglich zu machen. In meiner Arbeit werde ich mich bemühen, zumindest einen möglichen Zugang über eine gut verständliche Sprache zu schaffen. Das Spannungsfeld zwischen dem Anspruch, so wissenschaftlich wie möglich zu arbeiten und dem Bestreben, Menschen mit besonderen Bedürfnissen gerecht zu werden, spielt in meinen Überlegungen eine zentrale Rolle. Verstärkt wird diese Problematik durch die Anforderung, im Rahmen meines Studiums eine Masterarbeit anzufertigen.

5.1 Immer wieder etwas Neues!

Die episodenhafte Darstellung erlaubt es, in den einzelnen Phasen unterschiedliche Schwerpunkte zu setzen. Dies bedeutet nicht zwangsläufig, dass diese Schwerpunkte ausschließlich in den genannten Phasen auftraten, aber sie sind mir hier besonders deutlich aufgefallen. Der gesamte Prozess wird durch die Aussage „Immer wieder etwas Neues!“ gerahmt und sie kann als übergreifende Klammer betrachtet werden, welche die Komplexität des Prozesses verdeutlicht. Diese Klammer ist wohl der zentralste Punkt in der Betrachtung des Prozesses und hebt die Veränderungen aller Bestandteile (Gruppe, Prozess, Forschung, ich, etc.) hervor, weswegen sie im Laufe der Arbeit immer wieder auftauchen wird.

Zu Beginn möchte ich einen Bezug zu Cornelia Schadler (2019) herstellen, die in ihrem Artikel „Enactments of a Materialist Ethnography: Methodological Framework and Research Processes“ aufzeigt, in welchem Verhältnis Objekte/Subjekte und der Forschungsprozess zueinander stehen. Sie bezieht sich dabei auf soziologische Theorien des New Materialism, die vor allem von Karen Barad (2003, 2007), Donna Harraway (1998, 2008) und Rosi Braidotti (2002, 2007) geprägt wurden (vgl. Schadler 2019, S. 215). Eine ihrer Kernaussagen lautet: „... that researchers *never do research, they enact research* (Hervor. i. O.). This enactment allows them to become the research subject and to present specific research outcomes“ (Schadler 2019, S. 218f). Schadler (2019) weist darauf hin, dass Forschung betrieben und nicht nur durchgeführt wird. Der*die Forschende wird somit zu einem verändernden Teil der Forschung. Dies stellt eine Brücke zur inklusiven/partizipativen Forschung dar. Wie Bühler (2023) schreibt, geht die Rolle eines*r partizipativ Forschenden weit über die eines*r akademisch Forschenden hinaus (vgl. Bühler 2023, S. 250). Inklusive Forschung lebt von den Teilnehmenden - sie gestalten den Prozess und die Forschung als Ganzes. Alles scheint sich gegenseitig zu beeinflussen und zu entwickeln. Zudem kann keine strikte Trennung zwischen Subjekt und Objekt in der Forschung vorgenommen werden, da alles eine Umsetzung des Forschungsprozesses darstellt, einschließlich der beteiligten Personen, Werte, Methoden und anderer Aspekte (vgl. Schadler 2019, S. 217). Besonders schwierig ist die Trennung von Objekt und Subjekt in der inklusiven/partizipativen Forschung, da sie sowohl Zugang als auch Forschungsansatz ist und sich zudem mit einer „grundsätzlich parteiliche(n) und solidarische(n) Haltung“ (Kremsner/Proyer 2019, S. 63) verbindet.

Der Prozess der inklusiven/partizipativen Forschung bringt ständig Neues hervor. Was ich damit ausdrücken möchte, ist, dass uns die Zeit während des Forschungsprozess nachhaltig verändert hat - uns als Gruppegefüge, mich als Individuum, unsere Forschung und den Forschungsprozess selbst. Die auftretenden Probleme, die Entwicklung, die Rückschritte, die Fortschritte und der Prozess haben dazu beigetragen, die Forschung zu dem zu machen, was sie ist. Jedes Mal, wenn ich dachte, dass alles seinen Weg geht, kam die nächste Veränderung, was zur Komplexität dieser Arbeit beitrug. In der inklusiven/partizipativen Forschung ist der Umgang mit der eigenen Person, dem gewählten Thema, den zwischenmenschlichen Beziehungen und dem Bezug zur Gesellschaft besonders anspruchsvoll und komplex (vgl. Bühler 2023, S. 250). In Anlehnung an Schadler (2019) ist Forschung insbesondere in inklusiven/partizipativen Forschungssituationen sinnvoll, da sie „eine gemeinsame Umsetzung eines Forschungsprozesses der Forschungssubjekte, alle Arten von Instrumenten, wissenschaftliche Diskurse, Werte, Normen und Forschungsobjekte umfasst“ (Schadler 2019, S. 217). Bühler (2023) beschreibt, die starke Involviertheit der forschenden Person durch eine permanente Interaktion mit allen beteiligten Personen in den Forschungsprozess (vgl. Bühler 2023, S. 250).

Letztlich bleibt festzuhalten, dass die Zukunft für mich in diesem Projekt nicht vorhersehbar war und die Tatsache, dass „immer etwas Neues passiert“, mich gerade zu Beginn vor extreme Herausforderungen stellte und große Zweifel an der Machbarkeit in mir auslöste. An dieser Stelle soll auch eine Brücke zum Titel dieser Arbeit „Jetzt in der Zukunft arbeiten“ (Helmut) geschlagen werden. Dieser Satz wurde in einer unserer Sitzungen von Helmut geäußert, da es für ihn von Beginn an ein kontinuierlicher Prozess war, den er anfangs nicht verstanden hat. Er bezieht sich nicht nur auf unser Projekt, sondern spiegelt auch das Ziel Inklusiver Forschung wider, dass Lebensrealitäten für Menschen mit besonderen Bedürfnissen aktiv verändert werden sollen (vgl. u.a. Kremsner/Proyer 2019, S. 63; Goeke/Kubanski 2012, S. 5). Damit erhält der Titel eine gesellschaftliche Bedeutung, dass in solchen Projekten an der Zukunft der Gesellschaft gearbeitet wird, indem die Lebensrealitäten von den Gruppenmitgliedern verbessert werden.

5.2 Organisation und Kontaktaufnahme

Die Konzeption einer inklusiven Forschungsgruppe für meine Masterarbeit entstand in enger Zusammenarbeit mit Oliver Koenig, mit dem ich schon seit einiger Zeit zusammenarbeite. Aufgrund meiner vorherigen Auseinandersetzung mit diesem Thema, beispielsweise in meiner Bachelorarbeit, erkannte ich die Chance, dieses Vorhaben weiterzuverfolgen. Die Vorarbeit von Oliver ermöglichte mir einen raschen Kontakt zu den Mitarbeitenden im Projekt Blumenwiese. Nach einer Vorstellungsrunde während eines Teamtreffens wurde mir bewusst, wie essenziell Authentizität ist und dass es von großer Bedeutung ist, meine Ernsthaftigkeit zu zeigen. Durch den Entschluss zur Umsetzung dieses Projekts verpflichtete ich mich dazu, dieses konsequent und mit vollem Engagement zu realisieren, um möglicherweise in einem Wirrwarr von Aufgaben nicht nachlässig zu werden.

Also stellte ich mein Projekt vor. Es waren zwölf Personen anwesend, davon neun Mitarbeiter*innen und die Projektleitung. Zu Beginn versagte mir wieder einmal die Stimme, wie so oft, wenn ich sehr aufgeregt bin. Ich verlor die Worte, aber nach einem kurzen Sammeln und vor allem nach dem Herstellen von Augenkontakt mit einigen Zuhörenden, die mir zustimmend zunickten, bekam ich die Kurve. Ich wurde sofort in den Bann der Begeisterung gezogen, als ich merkte, wie offen und konzentriert alle zuhörten. Sie hörten MIR zu, einem Studenten, der wahrscheinlich einer von vielen war, die wieder einmal auf ihre Mitarbeit angewiesen waren. Aber sie waren offen und schufen einen Raum der Akzeptanz und des Respekts, ohne etwas dafür zu tun. So merkte ich schnell, dass die Anwesenden großes Interesse zeigten, vor allem Helmut und Heinz waren schnell bereit, sich auf meine Idee einzulassen. Einige der Gruppenmitglieder kannte ich bereits aus einem früheren Projekt mit Oliver, darunter Saskia und Max. Saskia erzählte mir, dass sie immer an Olivers Projekten teilnimmt. Als ich ihr erklärte, dass Oliver in diesem Fall nur im Hintergrund beteiligt war, meinte sie, dass das egal sei, Hauptsache er sei dabei. Mir wurde sofort klar, welche Chance sich mir bot, inklusive Forschung zu betreiben, denn normalerweise benötigt man viel Zeit, um Vertrauen aufzubauen, was Oliver bereits für mich vorbereitet hat. (Dezember 2022)

Die Gatekeeper-Thematik in der inklusiven Forschung, wie von Hauser (2020) herausgestellt, ist komplex. Die Frage, welche Räume von wem geöffnet werden und

welche Personen in die Auswahl der Mitglieder einbezogen werden, stellt sich besonders herausfordernd dar, insbesondere wenn der*die Gatekeeper*in aus dem Bereich der Dienstleistungserbringung stammt (vgl. Hauser 2020, S. 140f). In meinem Fall agierte Oliver nicht als Dienstleistungsanbieter, sondern als anerkannter Wissenschaftler im Feld, der bereits mit einigen Gruppenmitgliedern Forschung oder andere Projekte durchgeführt hatte. Er traf zwar eine Vorauswahl, öffnete jedoch den Raum, um Menschen kennenzulernen, von denen schließlich elf am ersten Treffen teilnahmen. Trotz der Vorarbeit wurde mir bewusst, dass der Aufbau von Vertrauen viel Zeit einfordern würde.

Am Ende der Vorstellungsrunde tauschten wir unsere Telefonnummern und E-Mail-Adressen aus, wobei ich genau notierte, wie jeder kontaktiert werden wollte, ob per Telefon, WhatsApp oder E-Mail. Wir vereinbarten, dass sich jeder über Weihnachten Gedanken machen sollte und ich mich Mitte Januar melden würde, um den Start im Februar festzulegen. Ich verließ das Gebäude mit großer Vorfreude und dem sicheren Gefühl, dass dies ein erfolgreiches Projekt werden würde. Die Organisation verlief bis zu diesem Zeitpunkt erstaunlich reibungslos und es schien mir fast so, als ob mir alles wie von selbst in den Schoß gefallen wäre. (Dezember 2022)

Die Partner*innenwahl bei Inklusiven Forschungsvorhaben und die Organisation kann eine komplizierte und zeitaufwendige Sache sein (vgl. von Unger 2016, S. 56), was sich nach dem unkomplizierten ersten Treffen herausstellte. Dabei war vor allem die Terminfindung ein Problem. Immer wieder wurde/wird mir bewusst, wie wichtig Oliver bei der Öffnung des Raumes war.

Weiter ging es mit der Organisation im Januar 2023, bei der es vor allem um ein erstes Treffen ging.

Mitte Januar habe ich versucht, die neun interessierten Teilnehmer*innen, die mir bereits ihre Teilnahme zugesagt hatten, zu erreichen. Ziel war es, mein Vorhaben zu erläutern, einen ersten Termin festzulegen und den Startpunkt zu bestimmen. Ich kontaktierte sie auf die von ihnen gewünschte Art und Weise, konnte aber niemanden erreichen. Eine Zeit lang erhielt ich keine Antwort und wurde nervös, weil ich nicht wusste, warum. Es war schwierig, den richtigen Kommunikationsweg zu finden, denn einerseits wollte ich nicht aufdringlich sein, andererseits war ich sehr motiviert, das Projekt zu starten. Schließlich bekam ich

eine Antwort von Helmut und Max. Kurz darauf hatte ich ein ermutigendes Telefonat mit Saskia, die mir mitteilte, dass der von mir vorgeschlagene Termin bereits durch einen Projekttag von Blumenwiese belegt sei. Sie empfahl mir, mich mit Anna, der Projektleiterin in Verbindung zu setzen, da sie einen besseren Überblick über die Termine aller hat. Erleichtert über diesen Hinweis schickte ich Anna sofort eine E-Mail. Aber als ich die E-Mail abgeschickt hatte, dachte ich darüber nach, wie seltsam es ist, eine Person zu kontaktieren, die nicht Teil der Gruppe sein sollte und eine ganz andere Rolle spielt. Warum mache ich diesen Schritt? Ich war sehr nervös, weil sich niemand gemeldet hatte. Verwunderung und die ersten Gedanken von "Das schaffe ich nie!" machten sich breit. Der Anker, mit einem*einer Verantwortlichen zu sprechen, war in dem Moment genau das Richtige, aber es fühlte sich genauso falsch an, weil ich nicht in der Lage war, einen Termin mit den Gruppenmitgliedern zu organisieren, sondern Hilfe von außen brauchte.

Noch am selben Tag rief mich Max an und bat mich, ihm noch einmal genau zu erklären, was ich vorhatte. Wir hatten ein langes Telefonat und einen guten Austausch. Ich erklärte ihm, wie schwierig es sei, mit allen einen Termin zu finden, und er bot mir seine Hilfe an. Ich sollte ihm einen kurzen Text über mein Projekt schreiben und er würde den Termin für unser erstes Treffen im Februar organisieren. Das habe ich sofort gemacht und zwei Tage später bekam ich die Bestätigung, weil Max alles in der internen WhatsApp-Gruppe geklärt hatte. Ich weiß nicht, ob Anna etwas unternommen hat, aber von da an meldeten sich nach und nach alle. Einige hatten die E-Mail nicht bekommen oder übersehen, andere hatten es sich anders überlegt. Auch Helmut rief mich an und fragte, ob noch mehr Leute mitmachen könnten. Ich habe ihm erklärt, dass ich niemanden ausschließen möchte und dass es keine Bedingungen für die Teilnahme gibt. Es war mir wichtig, keine Einschränkungen zu haben, und so ergab sich die Zahl von elf Teilnehmer*innen beim ersten Treffen. Zwischendurch dachte ich, dass niemand kommen würde, und dann waren es elf (!!!). Ich war überwältigt von der Motivation und Unterstützung der Gruppe, die es mir sehr leicht gemacht hat. Meine anfängliche Nervosität, dass es nicht funktionieren könnte, war völlig verschwunden. Die Gruppe organisierte sogar den Raum und wir vereinbarten unser erstes offizielles Treffen für den 21.02.2023. (Januar 2023)

Die Frage nach der Gruppengröße beschäftigte mich vor dem ersten Treffen intensiv, da es herausfordernd erschien, mit elf Menschen zu forschen. Die Bedenken hinsichtlich einer möglichen Einschränkung einzelner Gruppenmitglieder waren präsent. Mein Ziel war es, keine Restriktionen zu setzen und dennoch produktiv zu arbeiten. Meinem Masterarbeitsbetreuer teilte ich diese Bedenken mit, jedoch blieb mir nur die Option des Abwartens und Hoffens. Es wurde mir bewusst, wie stark meine Denkweise von dem Leistungsprinzip geprägt war. Die Reflexion dieser Anschauungen und die Offenlegung eigener Bilder (vgl. Bühler 2023, S. 250) wurden zu wichtigen Schritten. Ich ließ alle Mitglieder immer wieder an meiner Reflexion der Sitzungen teilhaben und zeigte ihnen unter anderem auf, wie ich mich mit meinen eigenen Bildern beschäftigte. So war ein großes Thema, dass ich gewisse Erwartungen an Forschungsabläufe hatte, die im Laufe der Zeit immer mehr bröckelten. Häufig entstanden durch die Offenlegungen meinerseits Diskussionen darüber, was der Prozess mit uns macht. In Anbetracht meiner Überforderung entschied ich mich dafür, Unterstützung von einer Person zu suchen (siehe Kapitel 5.6), die mich begleiten und unterstützen sollte, denn ich fühlte mich stark überfordert und allein mit einer zu großen Aufgabe.

Des Weiteren beschäftigte mich die Frage, ob ich mich vor dem ersten Treffen umfassend in die Literatur einlesen sollte. Obwohl das Thema nicht vollständig neu für mich war, da ich bereits meine Bachelorarbeit dazu verfasst hatte, und Oliver und ich inklusive Settings in Seminare integrierten, war die Selbstorganisation einer inklusiven Forschungsgruppe eine neue Erfahrung. Nach einigen Überlegungen hielt ich ein intuitives Vorgehen (vgl. Hauser 2020, S. 167) für sinnvoll, da Prozesse in der inklusiven Forschung unvorhersehbar sind (vgl. Hauser 2020, S. 164). Daher entschied ich mich bewusst dafür, mich nicht weiter in die Materie einzuarbeiten und ohne klaren Plan zum ersten Treffen zu gehen, um die Entwicklungen spontan zu erleben.

5.3 Endlich geht's los!

In den folgenden Unterkapiteln liegt der Schwerpunkt vor allem auf den allerersten Treffen, jedoch werden, wie bereits mehrfach betont, die aufkommenden Themen innerhalb der Gruppe immer wieder auftauchen. Da die Machtverhältnisse sich immer wieder verschoben haben, werden hier exemplarisch einzelne Episoden herausgegriffen und versucht, sie in den Gesamtkontext einzuordnen.

5.3.1 Ein mächtiges Kennenlernen

Vor allem nach dem ersten Treffen hat mich der Umgang mit Macht bzw. Machtverhältnissen lange beschäftigt und ich habe mich immer wieder gefragt, wie ich dieses Problem lösen kann. Machtprozesse waren dauerhaft präsent, jedoch haben sie sich ständig verschoben. Zusätzlich wurden die in unserer Gruppe existierenden Machtverhältnisse, durch das Schreiben meiner Masterarbeit verstärkt. Vor allem zu Beginn beschäftigte ich mich intensiv damit, wohingegen zum Ende ich sie „nur“ noch versuchte wahrzunehmen und zu reflektieren.

Viele Autor*innen (u.a. Goodley 1999, Hauser 2020, S. 238) beschreiben bereits den Einstieg in die Inklusive Forschung als sehr machtvoll, da man als Akademiker*in einen Raum eröffnet, der für Menschen mit besonderen Bedürfnissen gar nicht oder nur unter Überwindung größter Schwierigkeiten zu erreichen ist. Machtprozesse sind in inklusiven Forschungsprozessen von Anfang an gegeben und so war vor allem der Umgang mit diesen auch für mich ein Thema, mit dem ich mich immer wieder beschäftigt habe. Ich fokussiere mich hierbei auf Machtprozesse in Inklusiver Forschung, die mit Foucault (2002) gedacht überall und allgegenwärtig sind.

„Überall wo es Macht gibt, wird Macht ausgeübt. Niemand ist im Grunde Inhaber der Macht; und dennoch wird sie stets in eine bestimmte Richtung ausgeübt, mit den einen auf der einen und den anderen auf der anderen Seite; man weiß nicht, wer sie eigentlich hat, aber man weiß, wer sie nicht hat“ (Foucault 2002, S. 389f).

Im Hinblick auf die allgegenwärtigen Machtprozesse im inklusiven Forschungsprozess (vgl. Hauser 2020, S. 72) hilft die Autoethnographie diese weiter zu reflektieren und damit umzugehen. Eine solche Auseinandersetzung mit Machtprozessen in der Inklusiven Forschung ist unabdingbar (vgl. Hauser 2020, S. 70; Curdt 2016, S. 254). Da ich bereits einige Erfahrungen in der Inklusiven Forschung sammeln konnte, ist mir bewusst, dass man Machtverhältnisse nicht ausblenden kann, sondern lernen muss, mit ihnen umzugehen, wobei nicht nur der*die Forscher*in, sondern auch alle anderen Gruppenmitglieder im Fokus stehen.

Mein Gefühl am Anfang war jedoch ein anderes. Der Aufbau einer inklusiven Forschungsgruppe bringt einige Probleme mit sich, denn die potenziellen Gruppenmitglieder müssen nicht nur kontaktiert und überzeugt werden, an der Forschung teilzunehmen, sondern es spielt auch eine wichtige Rolle, ihr Vertrauen und ihre Anerkennung zu gewinnen. Durch die Vorarbeit von Oliver, der dies schon seit vielen

Jahren macht, konnte ich mich sehr schnell einarbeiten. Es stand für mich selten ein Gefühl des „mächtig sein“ im Vordergrund. Es war wohl eher das Gegenteil, da ich eine gewisse Abhängigkeit verspürte, dass diese Menschen überhaupt mit mir arbeiten wollen.

Es war mir wichtig, dass ich, wenn ich solch ein Projekt beginne, es auch durchziehe - und das ist für mich innerlich schon ein MUSS - denn eine solche Verbindung bringt auch eine soziale Verantwortung für die Beteiligten mit sich (vgl. Goodley 1999). Nachdem der Kontakt hergestellt war, wurde ich zu einer Präsentation eingeladen, bei der ich sehr aufgeregt war, dabei fühlte ich mich den Expert*innen gegenüber in keiner Weise mächtig. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, etwas von ihnen zu wollen und in gewisser Weise von ihnen abhängig zu sein, da Inklusive Forschung nur mit ihnen stattfinden kann. Dieses Beten, dass sie unbedingt bei mir teilnehmen und ich nicht alleine bleibe, war ein Gefühl absoluter Machtlosigkeit. Ohne die Befragten hätte mein Projekt keinen Sinn und kann nicht beginnen. Dadurch wurde mir bewusst, dass die Machtverhältnisse nicht nur von der akademisch forschenden Person ausgehen, wie es in der Literatur oft beschrieben wird, sondern dass auch diese in einer punktuellen Machtlosigkeit zu Beginn der Gruppenbildung involviert sind.

Bei unserem ersten Treffen ging es mir vor allem darum, in einem offenen Gespräch ein Thema für eine gemeinsame Forschung zu finden. Eigentlich war mein Plan, dass das Thema von ihnen kommen sollte, da ich mich für sie „in den Dienst“ stellen wollte. Als ich jedoch aufgefordert wurde, einen Vorschlag für ein Thema zu machen, wurde mein Plan auf mich zurückgeworfen, was mich im ersten Moment irritierte. Ich fühlte mich anfangs etwas überrumpelt, dass ich jetzt ein Thema nennen sollte. Eigentlich war es mir sehr wichtig, dass ich das Thema nicht vorschlage, aber der Spieß wurde einfach umgedreht, was ich im Nachhinein als gut herausgestellt hat, da so gewisse Machtprozesse abgebaut wurden. Das Zurückwerfen der Frage nach einem Thema auf mich, hat mich zu einem Teil der Gruppe werden lassen und ich habe mich nicht mehr als Außenstehender gefühlt. Auf die Themenfindung soll zwar im nächsten Unterkapitel genauer eingegangen werden, jedoch kann diese als Wendepunkt betrachtet werden.

Mit Foucault (2002) kann Macht als allgegenwärtig beschrieben werden, wobei niemand eine direkte Machtposition innehaben muss (vgl. Foucault 2002, S. 389f). Wichtig ist, dass es vor allem darum geht, wer die Macht nicht innehat. Auch wenn ich durch eine gewisse Abhängigkeit von den anderen Gruppenmitgliedern in die Situation gekommen bin, ist mir dennoch bewusst, dass ich als Akademiker bereits durch meine Sozialisation

eine Machtposition einnehme (vgl. Curdt 2016, S. 254). Zudem haben mich meine Vor- und Ausbildung sowie der Zugang zu Universitäten geprägt und mein Selbstbewusstsein im Handlungsfeld der akademischen Forschung gestärkt (vgl. Hauser 2020, S. 70). Es darf nicht außer Acht gelassen werden, wie Machtprozesse auf Menschen mit besonderen Bedürfnissen in solchen akademischen Settings wirken können (vgl. Hauser 2020, S. 71). Auch wenn ich in einer ersten Phase eine Abhängigkeit gegenüber den Gruppenmitgliedern gespürt habe, die sich auf einen kleinen Kontext meiner Lebenswelt, die Masterarbeit, bezieht, bleiben die Machtverhältnisse in einem Wechselspiel, da mein Einfluss darauf, wer an der Forschung teilnimmt - konkret: wen ich überhaupt anspreche - bestehen bleibt, wie auch Hauser (2020) schreibt (vgl. Hauser 2020, S. 71).

„In diesem Zusammenhang liegt es auch in der Hand der bis dahin „mächtigen“ Akademikerinnen, sich der vielfältigen Ausdrucksformen machtvoller Verhältnisse im Forschungsprozess gewahr zu werden, diese offenzulegen und Macht abzugeben, zu teilen beziehungsweise gänzlich zu beseitigen, sofern das unter den gegebenen Umständen möglich sein sollte“ (Hauser 2020, S. 72).

Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen und denke, auch geprägt durch meine ersten Erfahrungen, dass die Analyse nur ein erster Schritt sein kann. Eine permanente Analyse und Offenlegung sowie eine Diskussion über die jeweilige Forschungssituation halte ich für essenziell. Dadurch kann eine besondere Beziehung aufgebaut und die gegenseitige Anerkennung gestärkt werden. Gerade am Anfang habe ich versucht, ihnen immer wieder zu spiegeln, dass es Machtverhältnisse gibt und ob und wie wir diese reflektieren können. Im Laufe der Zeit sind wir immer mehr in unseren eigenen Raum eingetaucht und haben versucht, diesen möglichst machtfrei zu gestalten. Von außen betrachtet ist uns das wahrscheinlich nur bedingt gelungen, aber für mich war es ein sehr gutes Gefühl.

5.3.2 Alte Probleme immer noch nicht gelöst (Themenfindung)

Das gewählte Thema unserer Gruppe spielt in dieser Arbeit nur eine untergeordnete Rolle, da der Fokus auf dem Prozess und den sozialen Praktiken innerhalb unserer Gruppe liegen soll. Dennoch ist der Prozess schwierig, ohne das Thema bzw. die Wandlung unseres Themas darzustellen. Dieses war präsent und half zu Beginn vor allem dabei, einen Fokus zu finden (siehe auch Kapitel 5.5.3). Mit dem Vorhaben ohne Thema und Fragestellung habe ich versucht eine inklusive Forschungsgruppe zu gründen und dabei war mir besonders wichtig, dass das Thema von allen Beteiligten außer mir kommt

– zumindest dachte ich das. In diesem Kapitel soll es vor allem darum gehen, wie wir zu dem Thema gekommen sind und aus welchem Grund es für die Beteiligten wichtig ist.

Beim ersten Treffen hatte ich die Absicht, ein Thema zu finden, und legte daher nach einer kurzen Eingangsphase den Schwerpunkt darauf. Ich wollte, dass die Gruppenmitglieder ein Thema vorschlagen, und stellte ihnen bewusst die Frage, was sie interessierte. Das Gespräch verlief jedoch schleppend und verwirrte mich. Warum äußerten sie nicht ihre Interessen? Schließlich spielte Helmut die Frage einfach an mich zurück, indem er darauf hinwies, dass wir alle Teile der Gruppe sind und ich den Anfang machen könnte. Diese unerwartete Wendung verlief nicht nach meinem Plan. Ich fragte mich, warum ich nun ein Thema vorschlagen sollte, obwohl es meine Absicht war, dies zu vermeiden. Dennoch finde ich im Nachhinein, dass diese Dynamik dazu beitrug, Machtungleichheiten abzubauen und mich stärker als Teil der Gruppe zu fühlen.

Nach kurzer Überlegung brachte ich das Thema "Arbeitsmarkt" ins Spiel, da mich diese Thematik schon immer interessiert hatte, jedoch nie ausführlich von mir behandelt wurde. Plötzlich sprudelten die Anwesenden nur so los. Sie brachten verschiedene Themen zur Sprache, darunter persönliche Erfahrungen aus ihrem Leben und strukturelle Probleme. Die Erzählungen waren mitreißend und zeigten, wie sehr ihnen die Themen am Herzen lagen. (März 2023)

Im Nachhinein betrachtet war dies einer der Schlüsselmomente für mich, um an mich und dieses Projekt zu glauben. Ich spürte, dass die anderen Gruppenmitglieder mich ernst nahmen und sich eine Gleichberechtigung zwischen uns einstellte. Mir wurde bewusst, dass ich nicht derjenige bin, der am Rand sitzt und beobachtet, sondern dass ich ein TEIL davon bin. Dies half mir sehr, etwas entspannter zu werden und ich konnte dadurch mehr so sein, wie ich bin. Hierbei stellte sich bereits ein aufeinander einlassen ein und wir traten miteinander in Beziehung (vgl. Bühler 2023, S. 246), die für unsere Arbeit sehr wichtig war.

Nach der Einheit fiel es mir schwer, die Fülle an Material, Informationen und Eindrücken in Worte zu fassen. Es war beeindruckend, den Gruppenmitgliedern zuzuhören und mit ihnen über große Themen zu diskutieren. Manchmal verlor ich mich sogar in meinen Gedanken und Emotionen, anstatt einfach nur zuzuhören und zu beobachten. Ein zentrales Anliegen der Anwesenden war die Frage, warum

sich nicht einfach etwas ändert. Dabei wurden deutliche Unterschiede in den Meinungen sichtbar. Während Helmut fast schon frustriert wirkte, weil trotz vieler Versuche nichts verändert wurde (z.B. beim Thema Lohn - Taschengeld - FSW, Kollektivverträge), empfand ich Sebastian als motiviert und er hatte ganzheitliche Ansätze für Veränderungen (z.B. gemeinsame wöchentliche Aktionen von Menschen mit besonderen Bedürfnissen und ihren Unterstützern).

Das Thema Selbstbestimmung war ebenfalls zentral, insbesondere im Kontext der Selbstfürsorge und der Frage, wann und ob man "Stopp" sagen kann und muss. Die Diskussion beleuchtete auch die Frage der Anpassungsfähigkeit des Arbeitsmarktes. Es wurde deutlich, dass der Arbeitsmarkt nach einem Leistungsprinzip organisiert ist, das nicht jedem gerecht wird. Viele Menschen mit besonderen Bedürfnissen haben keine Chance, am Arbeitsmarkt teilzunehmen, da sie nicht in das System passen. Obwohl sie arbeitswillig und kompetent sind, fehlen oft die spezifischen Anpassungen, um sie einzustellen. Die Anwesenden äußerten ihren Willen, zu arbeiten und sich zu verwirklichen, doch stoßen sie auf Barrieren, die sie daran hindern.

Es war beeindruckend zu sehen, wie sehr sich diese Menschen nach Chancengleichheit und Teilhabe sehnen und bereit sind, dafür zu kämpfen. Die Grundkonzepte von Teilhabe und Selbstbestimmung waren zentral für die Diskussion, da hier Veränderungen erforderlich sind. Es war interessant zu bemerken, wie sehr die Anwesenden für diese Grundkonzepte kämpfen und wie stark diese Konzepte in der Realität noch fehlen, obwohl ich sie im Rahmen meines Studiums ausführlich studiert hatte. Es war inspirierend zu sehen, wie sehr die Anwesenden arbeiten und sich in die Gesellschaft einbringen wollen, trotz Frustration und Resignation angesichts der bestehenden Barrieren und Ungerechtigkeiten. (Februar 2023)

Der Auftrag der Gruppe nach dem ersten Treffen war, dass ich ein Thema anhand des Gesagten herausfiltern und ihnen das nächste Mal präsentieren sollte.

Ich habe meine Notizen überarbeitet und meinen Auftrag zur Themenwahl erfüllt, wobei es vor allem um die Teilhabe und Selbstbestimmung auf dem Arbeitsmarkt geht. Beim Auswerten meiner Mitschriften ist mir besonders aufgefallen, dass es den Gruppenmitgliedern oft nicht nur um sich selbst, sondern vielmehr um die

Gesamtheit geht. Es zeigt sich ein politischer Aktivismus, der für mich beeindruckend ist. Ihre Fragen und Aussagen beleuchten häufig zwei Seiten: Das Individuum und das System (März 2023).

Beim zweiten Treffen diskutierten wir weiter an einer Themenpräzisierung:

Die Gruppenmitglieder beendeten ihr Essen, während wir uns über das Frühjahr, unseren persönlichen Zustand und andere alltägliche Themen unterhielten. Ich spürte sofort, wie wohl ich mich in dieser Gruppe fühlte und wie all meine Sorgen und Anspannungen verschwanden. Ich erläuterte allen, dass ich versuchte, die Daten und Informationen vom ersten Treffen zu sortieren und in Kategorien einzuteilen, wodurch sich eine Hierarchie ergab. Dabei stand Teilhabe und Selbstbestimmung im Kontext des Arbeitsmarkts, an erster Stelle. Aufgrund des Interesses der Gruppenmitglieder sowohl an individuellen Aspekten (Sichtbarkeit, Selbstfürsorge, Selbstbestimmung) als auch an systemischen Fragen (Inklusion, Teilhabe), die sich jedoch stark überlappen, schlug ich vor, diese beiden Aspekte miteinander zu verknüpfen. Die Gruppe stimmte meinem Ansatz zu und begrüßte es, dass nicht nur individuelle Anliegen, sondern auch systemische Strukturen beleuchtet werden sollten.

Mir wurde jedoch bewusst, dass ich mich möglicherweise zu undeutlich ausgedrückt hatte, was ich mit "System" meinte. Im Verlauf der Diskussion kamen viele systemische Probleme zur Sprache, die sich auf einer eher direkten Ebene abspielten, wie beispielsweise die Organisation des Fahrdienstes. Mein ursprüngliches Ziel, grundlegende Fragen zu Arbeit und den damit verbundenen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten aufzuwerfen, schien sich jedoch in eine andere Richtung zu entwickeln. Als die Diskussion lebhaft wurde und die Gruppenmitglieder ihre persönlichen Ansichten zu Arbeit und Motivation äußerten, versuchte ich, aufmerksam zuzuhören und so detailliert wie möglich mitzuschreiben. Es war offensichtlich, dass die Gruppenmitglieder eine Vielzahl spannender Perspektiven zum Verständnis von Arbeit und ihrer Motivation, am Arbeitsmarkt teilzunehmen, beitrugen.

Neben strukturellen Problemen wie der Anpassung des Arbeitsplatzes an individuelle Bedürfnisse oder der Organisation des Fahrdienstes wurden Beispiele genannt, die zeigten, wie sehr diese Faktoren die Teilhabe am Arbeitsmarkt beeinflussen. Es wurde betont, dass die Rahmenbedingungen oft ein Hindernis

darstellen. Max nannte es ein "Traumgerüst", denn vordergründig wird etwas versucht, doch werden dabei viele wesentliche Aspekte übersehen oder vernachlässigt. Während des Gesprächs wurde deutlich, wie wichtig den Gruppenmitgliedern die Teilhabe am Arbeitsmarkt ist und wie sehr sie sich wünschen, zu arbeiten, jedoch durch zahlreiche Barrieren daran gehindert werden.

Es ist für mich emotional herausfordernd zu sehen, wie viel den Gruppenmitgliedern die Teilhabe am Arbeitsmarkt bedeutet und wie viele Hindernisse sie dabei überwinden müssen. Ich frage mich, inwieweit ihre Teilhabe aktiv verhindert wird und ob vorgebliche "Traumgerüste" absichtlich geschaffen werden, um sie zu entmutigen. (März 2023)

Theoretisch betrachtet schien es, dass diese Fragen für mich bereits geklärt waren, jedoch wurde mir in diesem Moment bewusst, dass ich aus der theoretischen Blase meines Studiums in die praktische Realität geholt wurde. Die alten Probleme schienen immer noch nicht vollständig gelöst zu sein. Meine Gedanken dazu lassen sich treffend mit Breinbauer/Schirlbauer (1979) zusammenfassen:

"Das Postulat beansprucht vielmehr für alle Fälle zu gelten, in denen Menschen zur Verhandlung eines Themas zusammenkommen. Das Thema muss erst eines werden. Seine Nennung garantiert keineswegs seine Eindeutigkeit. Jene ist vielmehr Zielpunkt jedweden Dialogs. Seine Erreichbarkeit hängt wesentlich an der Bereitschaft zum Hören, am kritischen Engagement und wohl ganz wesentlich auch am Ausmaß der zur Verfügung stehenden Zeit" (Breinbauer/Schirlbauer 1979, S. 446).

Dieses Zitat berührt mehrere Aspekte unserer Phase der Themenfindung und unseres Themas. Zum einen zeigen Breinbauer/Schirlbauer (1979) auf, wie die Entstehung und Bearbeitung eines Themas verlaufen können. Ein Thema muss benannt werden, auf das sich die Beteiligten einigen müssen, und es ist veränderbar im Laufe der Zeit, ähnlich wie unser Thema in der Gruppe. Dabei standen Fragen zur Teilhabe und Selbstbestimmung am Arbeitsmarkt im Mittelpunkt. Ein weiterer Aspekt, der durch das Zitat deutlich wird, ist die theoretische Annahme, dass genau diese Themen bereits gelöst seien, doch für die Umsetzung viel Zeit und Engagement nötig ist. Gerade in unseren Gruppengesprächen wurde mir wieder bewusst, wie viel darüber noch diskutiert wird und dass die Umsetzung in der Praxis noch Zeit und Engagement braucht. Wie Max es treffend mit seinem Begriff des "Traumgerüsts" ausdrückte, werden viele Änderungen auf dem Papier vorgenommen, doch dies scheint nur oberflächlich zu sein.

5.4 Zusammenwachsen der Gruppe und Arbeitsmethodenversuch(e) (K.L.)

Dieses Kapitel fokussiert sich auf die Gruppendynamik und die angewandten Arbeitsmethoden. Zunächst werden zwei Arbeitsmethoden beispielhaft vorgestellt und der Umgang der Gruppe damit beleuchtet. Hierbei wird ein Einblick in unsere Arbeitsweise, meine persönlichen Erfahrungen sowie die Gruppendynamik geboten. Im zweiten Schritt wird die Gruppendynamik anhand Literatur eingeordnet.

5.4.1 Kann Arbeit nur Lohnarbeit sein!? – Gruppenarbeit(en)

Im folgenden Bereich werde ich mich vor allem auf Treffen in der Anfangsphase unseres Projekts konzentrieren, wobei hier die „Kennenlernphase“ schon abgeschlossen war und es mehr darum ging, unsere Gruppendynamik zu verstärken. In dieser Phase haben wir noch versucht, ein Thema herauszuarbeiten und zu vertiefen. Dabei haben wir überwiegend mit von mir überlegten und angeleiteten Arbeitsmethoden gearbeitet oder besser gesagt experimentiert. Dabei sollte es nicht nur um das Thema „Arbeit“ gehen, sondern wir wollten als Gruppe herausfinden, wie wir zusammenarbeiten können. Ich empfand die Tatsache, dass wir uns auf ein Thema einigen konnten, als eine gewisse Stabilität, an der ich mich festhalten konnte, um die Gruppe und die Arbeitsdynamik besser kennenzulernen.

Gruppenarbeit mit Papierstreifen:

Das Gespräch verlief zügig in eine für mich günstige Richtung. Saskia und Georg vertieften sich in einer Diskussion über ihr Verständnis von Arbeit und Saskias privilegierten Hintergrund durch ihre Eltern. Ich empfand das Gespräch zwischen den beiden als aufrichtig, obwohl Georg gelegentlich spitze Bemerkungen einfließen ließ, die Saskia dazu veranlassten, sich angegriffen zu fühlen, da sie stets Vor- und Nachteile abwog.

Während ihres Dialogs beschloss ich, einen großen Papierstreifen über die Länge des Tisches zu kleben (siehe Anhang 4) und Stifte darauf zu platzieren. In die Mitte des Streifens schrieb ich das Wort "Arbeit" in großen Buchstaben. Nach Abschluss des Gesprächs fragte mich Helmut, was meine Absicht sei. Ich erläuterte kurz, dass ich das Gespräch zwischen Georg und Saskia aufgreifen und gemeinsam mit ihnen ein Verständnis von Arbeit entwickeln wollte. Obwohl die Begeisterung begrenzt war, ließ ich mich davon nicht beeinflussen. Stefanie, die

heute zum ersten Mal teilnahm, begann sofort zu schreiben, was auch die anderen ermutigte, sich zu beteiligen. Nur Saskia schien heute nicht ganz präsent zu sein und lenkte immer wieder auf organisatorische Angelegenheiten ab. Ich habe bereits bemerkt, dass sie äußerst geschickt im Umgang mit Daten ist und es ihr sehr wichtig ist, wann und wie etwas stattfindet. Fabian, der beim Kennenlernen dabei war, sich jedoch sonst eher im Hintergrund hielt, zeigte ein Talent für ausgiebige und laute Erzählungen, was es manchmal schwierig für mich machte, allen anderen zuzuhören und ihnen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Trotz des Hinzukommens neuer Teilnehmer*innen empfand ich die Atmosphäre als angenehm, und der "harte Kern" - bestehend aus Helmut, Saskia, Hannes und Georg - hielt die Gruppe gut zusammen. Georg beeindruckte immer wieder mit seinen tief sinnigen Äußerungen, die zwar selten waren, aber wenn sie kamen, saßen sie. Außerdem strahlte er eine bemerkenswerte Ruhe aus und vermittelte der Gruppe irgendwie Halt, so zumindest mein Eindruck. Vielleicht übertrage ich das auch, denn Georg gibt mir das Gefühl, dass ich mich auf ihn verlassen kann.

Stefanie äußerte ihre Ansichten über Arbeit, und alle anderen stiegen ein. Wir diskutierten und jede*r von uns schrieb verschiedene Begriffe auf den Papierstreifen. Anfangs waren es hauptsächlich positiv konnotierte Aspekte. Arbeit bedeutet Freiheit, insbesondere von den Eltern. Sie bringt Geld und die Möglichkeit eines selbstbestimmten Lebens, doch im Verlauf des Gesprächs änderte sich dieser Blickwinkel. Wir als Gruppe kamen zu dem Schluss, dass Arbeit eine Form der Abhängigkeit schafft. Nach einer Weile wird Arbeit zu einer Verpflichtung und es werden hohe Anforderungen gestellt. Insbesondere die Abhängigkeit der Arbeitnehmer*innen von Arbeitgeber*innen stand im Fokus vieler Diskussionen. Es war faszinierend zu beobachten, wie sich alle einig waren und ihre gegenseitigen Perspektiven miteinander verflochten. Ich versuchte wiederholt, von der klassischen Lohnarbeit abzuweichen und zu vermitteln, dass Arbeit in einem breiteren Kontext betrachtet werden kann, doch darauf wurde nie wirklich eingegangen. Stattdessen wurde immer wieder über Lohnarbeit gesprochen.

Mir wurde klar, wie unterschiedlich die Einstellungen zur Arbeit sind und warum sie so stark von dem Gedanken geprägt sind, dass Arbeit Freiheit bedeutet. Für mich ist es selbstverständlich, arbeiten zu können, aber für einige der anderen

Gruppenmitglieder war und ist es ein harter Kampf, einen Platz auf dem ersten Arbeitsmarkt zu finden. Besonders Georg, der beim Projekt Blumenwiese fest angestellt ist, betonte, wie wichtig es für ihn ist, einen Job auf dem ersten Arbeitsmarkt zu haben, um ernst genommen zu werden. Im Gegensatz dazu wurde er belächelt, als er in einer Tagesstruktur beschäftigt war. Der Kampf der Gruppenmitglieder um Anerkennung und Wertschätzung ist immer wieder zu beobachten, und es fällt einem selbst auf, wie selbstverständlich man solche Dinge hinnimmt. Helmut's Perspektive unterscheidet sich hier von allen anderen. Er hat lange am ersten Arbeitsmarkt gearbeitet und musste dabei seine Beeinträchtigung oft verstecken. Für ihn ist Arbeit einerseits ein Gefühl der Wertschätzung, andererseits betonte er immer wieder die Notwendigkeit, auf sich selbst aufzupassen und ein gesundes Selbstwertgefühl zu haben. Dies wird jedoch oft nicht zugelassen, denn "durch Arbeit wird Abhängigkeit geschaffen", und es entstehen Verpflichtungen gegenüber Kolleg*innen, Vorgesetzten und dem eigenen Gewissen.

Als Schlussfolgerung haben wir eine Dialektik zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit herausgearbeitet, die die Arbeitswelt aufrechterhält. Arbeit ermöglicht einerseits Freiheit, Selbstbestimmung und Teilhabe, nimmt andererseits aber auch genau diese Dinge wieder weg.

Für mich war es heute besonders, weil ich mich wirklich auf das Gespräch und den Prozess einlassen konnte, ohne mir Gedanken darüber machen zu müssen, wie ich mir alles merken sollte. Annabell¹¹ schrieb eine teilnehmende Beobachtung, und darauf verließ ich mich einfach in diesem Moment. Das ermöglichte mir auch, jedem die gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, und es war mir möglich, mich besser in den Prozess einzubringen. Dabei fällt mir wieder auf, wie sehr meine Masterarbeit auf das Ganze Einfluss nimmt und stets der Gedanke präsent ist, dass ich etwas erreichen muss. Dies begrenzt mich in meiner Interaktion mit den Gruppenmitgliedern. Dennoch habe ich heute erneut das starke Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe gespürt und mir fällt immer wieder auf, wie harmonisch unsere Zusammenarbeit ist. Besonders beeindruckend finde ich die Gesprächsführung aller. In den meisten Gruppen, in denen ich bisher

¹¹ Studierende siehe Kapitel 5.6

gearbeitet habe, wurde nicht so sehr aufeinander geachtet und dafür gesorgt, dass jede*r zu Wort kommt und seinen*ihren Beitrag leisten kann (April 24).

„Ähh na begeistert war ich nicht als mit der Rolle, mit dem Papier oder herkommen, also da war ich nicht unbedingt begeistert wird, weil das sind so diese typischen Sachen, die also eben ähm mit Menschen mit Beeinträchtigung gemacht werden. Das ist so, dass das schon mal bei diesem Beteiligungs Kaffee für den Prozess Inklusives Wien 2030 gehabt, dieses ähh ja, also diese diese diese Art und Weise. Aber das hat dann sich dann so, wie du jetzt eh gerade gesagt hast, auch ins positive gewendet, weil, wenn man dann doch Dinge ähh anders formuliert, wenn man es aufschreiben muss. Also wenn man es ganz einfach nur im Raum hin und her schiebt, also wie gesagt, das, aber ich kann nicht sagen, das hat mir kann nicht gefallen. Ich hab mir nur gedacht, na muss des jetzt sein. Also, wir haben so eine gut Zusammenarbeit, wir reden so gut miteinander und so weiter, und jetzt kommst mit dem Papier da daher. Ja aber war durchaus ein sinnvoller Prozess. Also im Nachhinein betrachtet, sag ich ja, hat gepasst, war in Ordnung. Aber auch wieder die Qualität des in Augenhöhe Agieren, dieses Ernstnehmen, dieses dieses ähhh eben die Gruppen ernstnehmen.“ (Interview Helmut, Z. 243-255)

„ähh Dass man da mal eigentlich so arbeiten konnte wie man, wie man also nicht unbedingt zeichnen musste oder nicht unbedingt kleben, nicht unbedingt schreiben, sondern das, was man gerade im Hirn hatte. Man konnte kleben, man konnte schreiben, man konnte alles auf diese, auf diese Rolle machen. Es war nichts, wo man sagt, das war verboten.“ (Interview Saskia, Z. 215-218)

Dieser Prozess war für mich spannend, da er nicht nur zu einer Diskussion führte, sondern diese auch in einem gemeinsamen Schriftstück festgehalten wurde. Dabei stieß ich jedoch an meine Grenzen, da es mir schwerfiel, meine eigenen Ansichten über Arbeit präzise zu formulieren. Zusätzlich waren zwei weitere Personen anwesend, die nicht zum Kern der Forschungsgruppe gehörten, aber dennoch einen bedeutenden Einfluss auf die Diskussion ausübten. Diese Dynamik veränderte das Gruppengefüge, doch ich empfand es als positive Bereicherung und Bestätigung unserer Offenheit, den Raum für unterschiedliche Perspektiven stets zu halten.

Gruppenarbeit mit Zitaten:

In einem weiteren Schritt haben wir dann nach meiner Vorarbeit mit Zitaten aus den von Ihnen im Rahmen einer Bachelorarbeit durchgeführten Interviews und den selbstgeschriebenen Lebensläufen weiter gearbeitet. Hierbei entstand ein Wendepunkt für mich, der mir verdeutlichte, dass ein gewisses Loslassen vielfältige Möglichkeiten eröffnet. Hierzu habe ich unser gemeinsam erarbeitetes Verständnis von Arbeit (vgl. Anhang 3) in vier Dualismen zusammengefasst. Diese Dualismen sowie zahlreiche Zitate habe ich auf ausgedruckten Notizzetteln mitgebracht.

Zuerst sind wir nochmal die vier Dualismen von Arbeit durchgegangen und haben uns erinnert, was wir besprochen haben. Schon beim ersten Zitat haben wir nach anfänglichen Irritationen schnell uns den Ball hin und hergeworfen und dabei entstand ein sehr lebhaftes Gespräch. Nebenbei bemerkt, sind wir in dieser Einheit nie über das erste Zitat hinausgekommen. (Juni 24)

„Früher hat man es genannt Beschäftigungstherapie. In dieser Zeit, wo ich 13 Jahre dort war, kam dann irgendwie die politische Entscheidung, das nicht mehr Beschäftigungstherapie zu nennen, sondern Tagesstruktur. Klingt besser. Also nicht wie? Ja, das ist halt ein anderer Name. Es ist so, wie man sich sträubt, behindert genannt zu werden. Da geht es ums Formale eigentlich. Also wie das das das Inklusion, dass die Menschen auch als gleichwertig betrachtet werden“ (1. Zitat, Anhang 1).

Die Zusammenarbeit innerhalb der Gruppe an einem festen Material erwies sich als sehr ergiebig und förderten die Gesprächsformen. Durch die vorgegebenen Thematiken der Zitate entstand eine gewisse Fokussierung, ohne dass wir uns jedoch in unseren Diskussionen einschränkten. Dadurch entstanden lebendige Gespräche, die organisch verliefen und nicht, wie üblich zu Beginn unserer Treffen, von mir geleitet wurden.

Wir erkannten, dass es gelegentlich äußerst fruchtbar für unseren Prozess sein kann, konkrete Arbeitsmethoden auszuprobieren. Dennoch war es allen Beteiligten stets wichtig, einen Raum für Freiheit zu bewahren und uns nicht zu sehr zu beschränken. Wie im folgenden Kapitel erläutert wird, erwies sich die verstärkte Gruppendynamik durch gemeinsames Arbeiten an einem Ziel als äußerst bedeutsam für unsere Gruppe.

5.4.2 Gruppendynamik

Im vorliegenden Abschnitt soll die (gute) Dynamik innerhalb der Gruppe dargelegt werden. Die außerordentliche Gruppendynamik war für mich ausschlaggebend, dass unsere Arbeit so gut funktionierte.

Während einer Diskussion über das Verständnis von Arbeit wurden emotionale Themen angesprochen, als Saskia ihre persönliche Geschichte teilte, die mit dem Verlust ihres Lebensgefährten begann. Dies löste bei mir eine Vielzahl unterschiedlicher Gefühle aus. Einerseits fühlte ich mich etwas unbehaglich, da ich unsicher war, wie angemessen auf eine solch emotionale Geschichte zu reagieren sei. Andererseits berührte es mich zutiefst, dass sie sich so offenbarte und mir damit großes Vertrauen entgegenbrachte. In diesem Moment lauschten

alle aufmerksam, während Saskia mit den Tränen kämpfte, da der Verlust ihres Lebensgefährten noch frisch war und ihr Leben sich dadurch stark verändert hatte, wie sie schilderte. Helmut reagierte sofort einfühlsam, indem er zu Saskia ging und seine Hand sanft auf die Schulter legte, während er ihr weiter zuhörte. Georg, der zuvor auf seinem Tablet etwas verfasst hatte und eigentlich sprechen wollte, gab schnell ein Zeichen an seinen Assistenten, dass sein Anliegen nun unwichtig sei und dass er sich ganz auf Saskia konzentrieren wolle. Diese Rücksichtnahme von Georg beeindruckte mich in dieser Situation besonders.

Saskia nahm sich eine kurze Pause, um ihre Stimme wiederzufinden. Die Gruppe schwieg, um ihr Raum zu geben, und Saskia konnte daraufhin ihre Geschichte fortsetzen. Nach der Pause wechselte sie den Blickwinkel und erzählte davon, was sie aus dieser Erfahrung gelernt hatte und wer ihr in dieser schweren Zeit Kraft gegeben hatte. Besonders betonte sie die Unterstützung, die sie von den anderen Gruppenmitgliedern erfahren hatte. Einige Mitglieder lächelten nun und nickten ihr zu. Ich war beeindruckt von der Stärke des Zusammenhalts in dieser Gruppe und empfand es als etwas Besonderes, dass dieser sowohl in großen Lebenssituationen wie der von Saskia beschriebenen als auch in kleineren, alltäglichen Situationen, wenn es z.B. darum geht, ob jemand etwas nicht erreichen oder lesen kann, so stark ausgeprägt ist.

Die fortwährende Unterstützung innerhalb dieser Gruppe schafft eine äußerst positive Atmosphäre und motiviert mich zutiefst. Es entsteht ein Gefühl des Zusammenhalts, und jedes Mal, wenn ich mich von der Gruppe trenne, spüre ich eine kaum zu beschreibende, wärmende Zufriedenheit und einen tiefen Antrieb für kommende Aufgaben. Als ich meine Gefühle gegenüber der Gruppe äußerte, bestätigten sie mir diese Wahrnehmung. Für sie ist dieser Arbeitsplatz besonders bedeutend, da sie eine Gemeinschaft gefunden haben, auf die sie sich stets verlassen können. Diese Dynamik überträgt sich auf ihre Arbeit und unser gemeinsames Projekt. (Juni 2023)

Der starke Zusammenhalt innerhalb der Gruppe stellt für mich einen der zentralen Gründe für die tragende Gruppendynamik dar und trägt maßgeblich zu unserer erfolgreichen Zusammenarbeit bei. Diese gemeinschaftliche Verbundenheit spendet mir persönlich eine bedeutende Quelle der Inspiration und Stärke während und nach unseren Treffen. Die geschilderte Situation ist zwar exemplarisch, jedoch keineswegs die einzige, in der mir

die Bedeutung dieses Zusammenhalts in unserer Gruppe bewusst wurde. Während unserer Diskussionen über die Bedeutung des Zusammenhalts innerhalb der Gruppe wurde wiederholt betont, dass die gegenseitige Wertschätzung von großer Relevanz ist und dass sie stets sowohl vom Team als auch im Team unterstützt werden. Diese Betonung erweckt in mir einen starken Eindruck, da sie ein Arbeitsideal verkörpert, das ich bisher selten erleben durfte: Eine uneigennützig Zusammenarbeit, die zu etwas Besonderem führt.

Die detaillierte Auswertung der Interviews blieb weitestgehend aus, jedoch wurde bei einem vorläufigen Überblick ein Thema erneut hervorgehoben, das bereits zuvor präsent war: Die Bedeutung von Achtsamkeit und Gruppenzusammenhalt in unserem gesamten Prozess. Die Gruppe lobte wiederholt den achtsamen Umgang miteinander und betonte meine erfolgreiche Integration in diesem Kontext. Es war mir ein zentrales Anliegen und bildete einen wesentlichen Bestandteil meiner Herangehensweise, achtsam in der Gruppe zu agieren. Dies bedeutete für mich, auf die Bedürfnisse aller einzugehen und eine stressfreie Atmosphäre zu schaffen. Ich bemühte mich darum, Geduld zu zeigen und regelmäßig zu überprüfen, ob alle Anwesenden das Gesagte verstanden hatten. Zudem wiederholten wir in regelmäßigen Abständen unsere Aussagen, um sicherzustellen, dass nichts verloren ging und jeder sich gut erinnern konnte. Die Gruppenmitglieder ihrerseits halfen oft dabei, meine Nervosität durch beruhigende Worte zu mildern oder sich um organisatorische Fragen zu kümmern, die für mich herausfordernd waren. Unser gemeinsames Ziel war es, sicherzustellen, dass jedes Mitglied optimal in die Gruppe integriert und aktiv am Prozess beteiligt war.

„... aber diese fünf, die können ganz einfach gut, die kennen sie Privat schon schon relativ gut, wir waren schon gemeinsam fort, wir schon im Prater, mit der Saskia haben ich eine zeitlang Assistenzdienst für sie gemacht, habe sie von Zuhause auch geholt und und habe sie hergebracht und so weiter. Also, wir kennen uns schon schon recht gut. Ganz einfach. Des einzige den ich nur von hierkenne ist der Georg, also der ist so, aber gut okay, also, gut der ist eh ein lockerer Kerl, also dadurch ist des also net so, der fügt sich schnell ein. Also, das ist kein Problem, und die anderen, wie gesagt, kenne ich privat und haben schon privat was unternommen, schon fortgegangen und so weiter, also dadurch gibt es einen guten Austausch sagen wir mal so, ne. Ähh und jeder geht natürlich auf die Einschränkungen des anderen ein, ne. Das ist ganz einfach wichtig, dass man da wirklich so schaut, dass die Leute sich äh äh wohlfühlen, sag ich jetzt einmal“ (Interview Helmut, Z. 188-199).

Aber was ich schon merke, ist, dass alle ähm sehr viel Engagement haben, ähh anderen zu helfen und sich auch damit in ihrer Persönlichkeit zu stärken. Also das es so ein

YingYang gibt, also wir helfen anderen, aber es tut uns selber auch gut (Interview Max, Z. 53-56).

In ihrer Studie identifiziert Mandy Hauser (2020) entscheidende „Kriterien für die Zusammenarbeit der Teilnehmenden im Forschungsprozess“ (Hauser 2020, S. 179-204), die für eine effektive Verbindung zwischen allen Beteiligten von Bedeutung sind. Anhand einiger für mich als Einzelperson nachvollziehbarer Kriterien möchte ich die außergewöhnliche Gruppendynamik, die in unserer Gruppe herrscht, unterstreichen.

Die Prinzipien der "Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit" sowie der "Beziehung und Partnerschaft" (Hauser 2020, S. 179) wurden in unserer Gruppe konsequent hochgehalten. Ersteres bildete von Anfang an die Grundlage, auf der letzteres aufbauen konnte. Bereits vor Beginn unseres Prozesses entstand zwischen den Gruppenmitgliedern eine partnerschaftliche Beziehung, die auf ihren gemeinsamen Ausbildungserfahrungen und der anschließenden gemeinsamen Arbeit sowie privaten Aktivitäten beruhte. Unsere Beziehung wuchs mit der Dauer des Prozesses und wurde durch gemeinsame Aktivitäten (wie z.B. Universitätsbesuch) gebildet und gestärkt.

Alle Beteiligten nahmen freiwillig und gleichberechtigt am Prozess teil (vgl. Hauser 2020, S. 182f), was sich äußerst positiv auf unsere Gruppendynamik auswirkte. Ich strebte stets eine klare und präzise Kommunikation mit allen Gruppenmitgliedern an (vgl. Hauser 2020, S. 187), jedoch kam es aufgrund der größeren zeitlichen Abstände zwischen den Treffen gelegentlich zu Kommunikationslücken und Missverständnissen, die durch eine noch genauere Aufmerksamkeit vermieden werden könnten.

Die Reflexion (vgl. Hauser 2020, S. 194) unseres Forschungsprozesses und der Zusammenhalt der Gruppe erfolgten hauptsächlich während eines von uns gehaltenen Vortrags an der Universität Wien. Dies trug maßgeblich zu einer positiven Gruppendynamik bei, da hier reflektiert und ein gemeinsames Erlebnis geschaffen wurde, das uns als Gruppe stark miteinander verband.

Die gegenseitige Unterstützung, insbesondere im Kontext der Achtsamkeit, wurde von allen Beteiligten betont (vgl. Hauser 2020, S. 199). Verlässlichkeit und Verbindlichkeit sind grundlegende Werte in meiner Persönlichkeit und haben für mich schon immer eine hohe Priorität. Ich bemühe mich daher stets, diese Prinzipien auch anderen gegenüber zu wahren. Besonders für Helmut waren diese Aspekte von entscheidender Bedeutung, was von allen Mitgliedern der Gruppe respektiert wurde.

Das Gefühl des Wohlbefindens und des Spaßes stellte sich erst im Laufe der Zeit ein. Dabei spielte insbesondere der Übergang zu einem inklusiven Raum eine zentrale Rolle

(siehe Kapitel 5.5.3). Die Eröffnungsphasen unserer Treffen waren geprägt von persönlichem Austausch, bei dem häufig sehr vertrauensvolle und unterhaltsame Gespräche entstanden.

„Du (Anmerk. V.M.: Valentin) lässt uns Freiraum, wir können also auch ein bisschen abschweifen von der Sache, aber selbst *dann* kannst du aus dem Prozess noch was gewinnen, und selbst dann ist noch für dich was da, wo du sagst okay, es war halt vielleicht nur heute vielleicht nur zwei oder drei Sätze, aber die sind genauso wichtig, als wenn wir 100 Sätze hätten. Und das hat also die Sache, und die Arbeit sehr sehr ja besonders gemacht, ja, und wie gesagt, also immer auf Augenhöhe immer immer tadellos. Auch auch verlässlich, pünktlich etcetera mehr, auch diese Qualitäten, die für mich zum Beispiel sehr sehr wichtig sind, also das, das mag ich gerne, und da kann ich gut arbeiten“ (Interview Helmut, Z. 169-176).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Gruppendynamik in zwei wesentliche Aspekte unterteilt werden kann. Erstens spielte der bereits vorhandene Zusammenhalt der Gruppenmitglieder eine entscheidende Rolle. Durch die bereits etablierten Beziehungen zwischen allen fünf Kerngruppenmitgliedern, die sich aus intensiver Zusammenarbeit, Ausbildung und persönlichen Begegnungen ergaben, wurde dieser Aspekt zu einem wichtigen Element der Gruppendynamik.

Zweitens konnte ich mich, nach meinem Gefühl, durch meine persönliche Art und meine Ziele effektiv in die Gruppe integrieren, wodurch ein angenehmes und arbeitsames Arbeitsklima entstand. Dieser Aspekt betont, wie meine individuellen Merkmale und meine Entschlossenheit dazu beitrugen, dass ich mich nahtlos in die Gruppenstruktur einfügen konnte und wir somit ein harmonisches Arbeitsumfeld schaffen konnten, das sich auch auf unsere Arbeit auswirkte. Die bestehenden Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern vereinfachten es mir, mich erfolgreich in diese Dynamik einzufügen.

5.5 Fremdbestimmt von allen Seiten bis zur Selbstbestimmtheit, welche Illusion!?

Dieses Kapitel widmet sich dem komplexen Verhältnis von Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. Es soll verdeutlicht werden, dass diese beiden theoretischen Konzepte in einer engen Wechselwirkung zueinander stehen und in der Alltagsrealität von Menschen, die in der neoliberal orientierten österreichischen Gesellschaft leben, nicht einfach aufzulösen sind (siehe dazu Kapitel 2.1.4).

Im ersten Unterkapitel wird die Frage der Benennung der Gruppenmitglieder behandelt. Dabei ist zu betonen, dass es für mich unerheblich ist, welche Zuschreibungen diese

Menschen von der Gesellschaft erhalten, dennoch stellen sie für mich eine Zielgruppe dar. Im zweiten Unterkapitel werden Momente beleuchtet, in denen das Spannungsfeld zwischen Fremd- und Selbstbestimmung besonders präsent war. Dabei handelt es sich um vignettenartige Ausschnitte oder um Themen, die über einen längeren Zeitraum kontinuierlich präsent waren. Im dritten Unterkapitel geht es vor allem darum, wie wir es geschafft haben uns einen selbstbestimmten abgeschlossenen Raum zu schaffen und dadurch unsere Arbeit zu präzisieren.

5.5.1 Benennung der Gruppe

Als ich mich eingehend mit der Abfassung meiner Masterarbeit befasste, tauchte rasch die Frage auf, wie ich die Expert*innen in einer prüfungscharakterisierten Arbeit angemessen benennen sollte. Anfänglich war meine Neigung gegen die Benennung und Kategorisierung von Personen gerichtet, da dies für mich stets mit einer Differenzierung einhergeht (vgl. Hartwig 2020, S. 9).

Wie bereits in Kapitel 2.1.1 "Forschungsgruppe" dargestellt, sind Behinderungen eine Konstruktion, die von außen an eine Person herangetragen wird und stark von Raum und Zeit abhängig ist. Auch die Sozialisation in verschiedenen Kulturen hat einen erheblichen Einfluss auf die Reaktion auf besondere Bedürfnisse (vgl. Hartwig 2020, S. 10). Dennoch habe ich mich bewusst dafür entschieden, mit einer bestimmten Gruppe von Menschen zu arbeiten. Die meisten von ihnen haben irgendwann in ihrem Leben von der Gesellschaft die Zuschreibung "Behinderungen" erhalten.

Es war und ist mir nicht wichtig, wie diese Menschen bezeichnet werden; dies hat sich im Laufe des Prozesses verfestigt. Für mich sind es fünf Menschen, die mir absolutes Vertrauen, Motivation, Zuspruch und Kritik gegeben haben. Für mich sind es fünf Menschen, die zusammenhalten und dadurch ihr eigenes Leben ein Stück besser machen. Für mich sind es fünf Menschen, denen es egal ist, wie ich mich nenne. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass ich in meiner Arbeit deutlich machen muss, mit wem ich zusammenarbeite. Dies war aus zwei Gründen wichtig: Zum einen blieb der Überprüfungscharakter im Zuge der Masterarbeit erhalten, wodurch ich das Gefühl hatte, bestimmten Kriterien entsprechen zu müssen. Zum anderen kann eine Benennung positive Aspekte haben. Beispielsweise benötigt die inklusive Pädagogik solche Bezeichnungen, um normative Leitideen für Bildung oder Förderung zu entwickeln oder

um "Behinderung in Bezug auf Lern- und Entwicklungskontexte betrachten zu können" (Hartwig 2020, S. 10). So befand ich mich in einem Dilemma, und meine Lösung bestand darin, meine Gruppenpartner*innen selbst darüber entscheiden zu lassen.

Zunächst diskutierten wir über die Thematik der Anonymisierung. Dabei wurde deutlich, dass wir die Arbeit anonymisiert veröffentlichen wollten, um die Lebensrealitäten der Gruppenmitglieder zu schützen. In der Diskussion bezüglich der Wahl der Anonymisierungsmethoden schlug ich vor, dass die Gruppenmitglieder selbst die Anonymisierungen wählen könnten. Allerdings stieß diese Idee auf geringe Begeisterung. Max, der noch am begeistertsten war, schlug humorvoll vor, uns nach Politiker*innen der aktuellen Regierung oder nach Superheld*innen zu benennen, was in der Gruppe zu einem kurzen Lacher führte, jedoch nicht weiteres Interesse weckte. Daher entschied ich mich letztendlich für eine Anonymisierung und behielt dabei die von den Gruppenmitgliedern selbst gewählten Geschlechtszugehörigkeiten bei.

Als ich dann die Idee vorbrachte, die Gruppe aufgrund der genannten Faktoren als "Menschen mit Behinderungen" zu bezeichnen, war die Reaktion heftig. Von Saskia kam sofort ein tiefer Seufzer und sie sagte "goat gar it". Helmut schüttelte nur den Kopf und Georg lachte laut auf. Damit war mir klar, dass ich die Gruppe nicht als "Menschen mit Behinderungen" bezeichnen würde. Die Irritation war groß, denn ich hatte während meines gesamten Studiums mit diesem Begriff gearbeitet und er war immer akzeptiert worden. Auch bei meinen ersten inklusiven Forschungserfahrungen wurde diese Bezeichnung akzeptiert - oder haben wir damals in der Gruppe nicht ausführlich darüber gesprochen und es einfach hingenommen? Viele Gedanken schossen mir in diesem Moment durch den Kopf und ich fühlte mich fehl am Platz. Irgendwie wurde ich, zwar auf eine sehr nette und humorvolle Art und Weise, von meinen Kolleg*innen zurechtgewiesen. Ich wusste, dass Bezeichnungen ein heikles Thema sind, sonst würden sie in der Wissenschaft nicht so komplex diskutiert. (Juli 2023)

Hinter den Begriffen verbergen sich unterschiedliche Bedeutungen und diese ziehen unterschiedliche Konsequenzen nach sich. Dabei ist immer zu berücksichtigen, in welchem Kontext die Begrifflichkeit verwendet wird (vgl. Budde et.al 2017, S. 52ff; Biewer 2017, S. 43ff).

Dennoch war ich sehr überrascht, dass die Bezeichnung "Menschen mit Behinderungen" auf so viel Widerstand stieß. Ich habe versucht, ihnen klarzumachen, dass es für mich keine Rolle spielt, wie ich die Gruppe benenne und dass sie sich selbst überlegen sollen, wie ich das in meiner Arbeit mache. Überraschenderweise kam keine schnelle, einfache Lösung von ihnen, sondern sie sagten übereinstimmend, dass sie nie darüber nachgedacht hätten und dass sie in ihren Universitätsprojekten nie danach gefragt worden seien. Das löste bei mir die nächste Irritation aus. Viele von ihnen haben schon an einigen Projekten an der Universität teilgenommen, auch an partizipativer Forschung und sind noch nie nach solch einer Benennung gefragt worden. Es ist doch gerade die Haltung der partizipativen/inklusive Forschung, mit den Menschen zu sprechen und nicht über sie (vgl. Bühler 2023, S. 31). Sie haben mir gesagt, dass es egal ist, wie man genannt wird und dass sie mich auch nicht in eine Schublade stecken wollen. Ich habe ihnen erklärt, dass sie mich oft kategorisieren, indem sie mich zum Beispiel in den universitären Kontext einordnen, denn "Du kommst von der Uni", habe ich im Projekt schon oft gehört.

Die Gruppenmitglieder haben schnell verstanden, dass es mehr Bezeichnungen gibt, als wir denken, und dass es eine ziemlich komplexe Angelegenheit ist. Wir sprachen einige Minuten darüber, welche Möglichkeiten es gibt, Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu benennen, und am Ende beschlossen sie, dass sie in einem geschützten Raum allein mit ihrer Gruppe darüber sprechen wollten und mir beim nächsten Mal davon berichten würden. Ich gab ihnen noch mit auf den Weg, dass sie auch gerne kreativ sein können und es für mich keine "anerkannte" Bezeichnung sein muss. Zum Beispiel: Menschen mit Superkräften, denn davon haben sie viele, zum Beispiel Einfühlungsvermögen. (Juli 2023)

Beim nächsten Treffen teilten sie mir mit, dass sie sich auf den Begriff "Menschen mit besonderen Bedürfnissen" geeinigt hätten und dass das für sie eine gute Wahl sei, denn jeder Mensch habe besondere Bedürfnisse, manche mehr, manche weniger. Ich persönlich war in diesem Moment etwas irritiert, da ich den Begriff eher abwertend finde. Vor allem das Adjektiv "besonders" stieß bei mir auf Widerstand. Es ist nicht "besonders", wenn man etwas wiederholen muss oder es in Großdruck braucht, um es besser lesen zu können. Es ist normal, dass jede*r von uns in der Forschungsgruppe besondere Bedürfnisse hat, je nach Raum und Zeit (vgl. Hartwig 2020, S. 9). Für mich ist es jedoch

besonders wichtig, dass ich mich an das halte, was die Gruppenmitglieder entschieden haben, und ich finde, dass ich in diesem Moment zwar meine Meinung sagen kann, die endgültige Entscheidung aber ganz bei ihnen liegt. In dieser Frage habe ich mich enthalten und mit meiner demokratischen Stimme, die jedes Gruppenmitglied bei uns hat (vgl. Koenig/Schmoelz 2019, S. 352), zurückgezogen. Wie Irina Bühler (2023) für ihre Forschungsgruppe ausführt, ist es wichtig, dass die Gruppenmitglieder eine Selbstbezeichnung wählen, wobei diese von verschiedenen Faktoren, wie z.B. der Verwertbarkeit in der akademischen Wissenschaft, beeinflusst wird (vgl. Bühler 2023, S. 30f). Hierzu möchte ich ergänzen, dass es vor allem darauf ankommt, wie die Bezeichnung im geschriebenen Text gerahmt wird.

Die Bezeichnung von Menschen im Sinne von besonderen Bedürfnissen, Behinderungen, Krankheit, Beeinträchtigung o.ä. beinhaltet immer einen negativen Bezug (Problem, Defizit). Sie verdeutlicht eine Unterscheidung in "normgerecht" und "normabweichend" (vgl. Hartwig 2020, S. 9). Um diesem negativen Bezug zu entgehen, war es mir wichtig, mit meinen Gruppenmitgliedern darüber zu sprechen und ihnen die Möglichkeit zu geben, eine Selbstbezeichnung zu wählen. Die Fremdbestimmung bei diesem Thema bestand darin, dass ich das Gefühl hatte, in meiner Masterarbeit eine Bezeichnung bzw. Beschreibung unserer Gruppe vornehmen zu müssen. Mein Gefühl wurde durch äußere Faktoren wie Richtlinien und „Wissenschaftlichkeit“ genährt, aber letztendlich war ich derjenige, der dieses Thema in die Gruppe brachte.

5.5.2 Fremdbestimmt: Jede*r durch jede*n und von außen

Dieses Kapitel wird bewusst kurzgehalten, da die Thematik der Fremd- und Selbstbestimmung sehr komplex ist und nicht vollständig erfasst werden kann, jedoch spielte sie im gesamten Prozess eine Rolle. Eine theoretische Einführung erfolgte bereits in Kapitel 2.1.4, insbesondere in Bezug auf Menschen mit besonderen Bedürfnissen. Dabei wurde deutlich, dass Fremd- und Selbstbestimmung in einem ständigen Wechselverhältnis stehen. Die systemische Fremdbestimmung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen (vgl. Sigot 2017; Waldschmidt 2012) wird in diesem Kapitel nicht thematisiert. Stattdessen werden zwei Beobachtungen beschrieben, die im Gruppenprozess eine wesentliche Rolle spielten.

Wie bereits im Theorieteil mit Waldschmidt (2012) angedeutet, war es mein Ziel, jedem Gruppenmitglied zu ermöglichen, das eigene Individuum in den Vordergrund zu stellen und frei gewählte Entscheidungen zu treffen (vgl. Waldschmidt 2012, S. 71). Dies führte jedoch zu einem ersten Widerspruch: Obwohl ich mir zum Ziel gesetzt hatte, Selbstbestimmung zu fördern, wäre es rückblickend sinnvoller gewesen, mich darauf zu konzentrieren, gemeinsam als Gruppe eine Atmosphäre zu schaffen, die Selbstbestimmung im Kontext unserer Gruppenarbeit ermöglicht. Eine Person kann einer anderen keine Selbstbestimmung verleihen, sondern sie dabei höchstens unterstützen, was ich im Verlauf des Prozesses lernte. Unsere Gruppe schuf eine Atmosphäre, die den Grad an Selbstbestimmung, der den individuellen Vorstellungen entsprach, zuließ. Ein respektvoller und achtsamer Umgang half, schnell Vertrauen aufzubauen, und der Spaß kam nie zu kurz, was ebenfalls entscheidend war. Durch die „lockere Stimmung“ ermöglichten wir es, dass jede*r seinen*ihren Raum einnehmen konnte.

Dennoch war der Weg dorthin oft von meiner Fremdbestimmung über die Gruppe geprägt. Besonders zu Beginn versuchte ich, meine festen Vorstellungen von Forschung durchzusetzen, was die Gruppe stark einschränkte (siehe Kapitel 5.5.3). Zudem belastete mich die Tatsache, dass *ich* eine Masterarbeit über *unseren* Gruppenprozess schrieb, was immer wieder zu innerem Widerstand führte. Ich hätte die Arbeit gerne gemeinsam mit der Gruppe verfasst oder zumindest so viel wie möglich in Zusammenarbeit mit ihnen geschrieben. Dies wurde jedoch durch die systemischen Rahmenbedingungen der Universität, unsere Organisation und die zeitlichen Ressourcen erschwert. Mein Bestreben war es, allen Mitgliedern so viel Selbstbestimmung wie möglich zu ermöglichen und als Gruppe ein Team zu sein. Durch intensive Reflexion fanden wir als Gruppe Wege, dieses Machtgefälle zu einem akzeptablen Rahmen zu reduzieren. Wir akzeptierten, dass dies meine Arbeit war und konnten die Situation gut annehmen, da unsere Handlungsmöglichkeiten begrenzt waren. Wir fanden dennoch Möglichkeiten, alle in den Schreibprozess einzubeziehen, indem wir kleine Bereiche (Begriffsbestimmungen, Interviews, Statements) gemeinsam erarbeiteten.

Ein weiterer Aspekt der Fremdbestimmung war meine Abhängigkeit von den Gruppenmitgliedern bezüglich der Terminvereinbarungen und ihrer Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Die begrenzte Verfügbarkeit der Mitglieder aufgrund ihrer vielfältigen Verpflichtungen war eine Herausforderung, und ich empfand es als unangenehm, um Termine „kämpfen“ zu müssen. Obwohl es mir wichtig war, regelmäßige Treffen zu

haben, löste sich diese anfängliche Irritation im Laufe der Zeit mehr und mehr auf, da wir immer wieder einen Termin fanden. Meine Abneigung gegen das „Betteln“ um Termine blieb jedoch bestehen, da ich mich dabei schlecht fühlte und auf eine gewisse Weise schuldig, weil ich etwas von ihnen wollte.

Der Umgang mit diesen Problematiken bestand für uns als Gruppe darin, offen darüber zu sprechen, wie wir es bei allen Irritationen oder Unmut taten. Durch die Schaffung eines vertrauensvollen Rahmens gelang es uns, Widerstände zu minimieren und gegebenenfalls abzubauen. Da Fremd- und Selbstbestimmung in einem dauerhaften wechselseitigen Verhältnis stehen, verabschiedeten wir uns als Gruppe von dem Anspruch, diese gänzlich abzubauen, und versuchten stattdessen, durch Gespräche eine Reduktion der Probleme zu erreichen.

5.5.3 Freiraum zulassen – Inklusiver Raum eröffnet sich

In den Anfängen meiner inklusiven Forschung legte ich besonderen Wert auf die Umsetzung einer fundierten und methodisch durchdachten Forschungspraxis. Dabei orientierte ich mich an einem traditionellen Vorgehen, das durch klare Forschungsfragen, Datenerhebung und -auswertung geprägt war. Im Verlauf dieses Prozesses stellte sich jedoch die grundlegende Frage, was genau unter dem Begriff "Forschung" zu verstehen ist und welche Art von Forschung sowohl von meiner Seite als auch von der gesamten Gruppe angestrebt wird. Diese Unsicherheit beschäftigte mich intensiv. In diesem Kapitel geht es vor allem darum, wie es uns gelungen ist einen adäquaten Gesprächsrahmen zu schaffen, um eine gute Balance zwischen Themenfokus und den Bedürfnissen aller Beteiligten zu finden.

In den ersten Versuchen, autoethnographische Texte über den Forschungsprozess zu verfassen, legte ich einen starken Fokus auf meine eigenen Aufgaben, mögliche Verbesserungspunkte und meinen Beitrag zum Gruppenprozess. Zu dieser Zeit trieb mich der Wunsch an, eine Struktur zu schaffen, die es uns ermöglichen sollte, zumindest gemäß meinen Vorstellungen oder genauer gesagt, gemäß meinem Erlernten, "wissenschaftlich zu arbeiten". Während der Gruppendiskussionen wurde mir jedoch zunehmend bewusst, dass es mich nervös machte, möglicherweise keinen klaren Forschungsprozess zu etablieren. Die Dynamik in der Gruppe führte zu einer Vielzahl wichtiger und interessanter Informationen, die ich nicht vollständig mitschreiben und

aufnehmen konnte. Trotzdem war es mir wichtig, das Gespräch nicht zu unterbrechen, um einen freien Austausch zu ermöglichen, ohne eine Position als Leiter einzunehmen.

In der Entwicklung unserer Zusammenarbeit erkannte ich mit der Zeit, dass es förderlich ist, Raum für eine offene Gesprächsführung zulassen, ohne ständig darauf zu bestehen, zum Forschungsinteresse zurückzukehren. In einem persönlichen Austausch mit Helmut nach dem Gruppentreffen wurde mir bewusst, dass Freiräume in der Gesprächsführung für ihn ein zentraler Aspekt eines inklusiven Settings sind. Dies bedeutet, nicht strikt nach einem festen Plan zu arbeiten, sondern ausreichend Raum für persönliche Gespräche und aktuelle Themen zu lassen.

Helmut und ich waren die letzten im Raum und räumten die verbleibenden Tische und Stühle beiseite. Dabei tauschten wir uns über unsere Pläne für die restliche Woche aus. Plötzlich sagte Helmut zu mir, dass er sich bedanken möchte. Er fand es großartig, wie viel Freiraum wir in der Gruppe bei der Wahl unserer Gesprächsthemen haben. Trotz dieser Freiheit verlieren wir jedoch nicht den Faden, sondern finden immer wieder zurück zum eigentlichen Thema. Ich stimmte ihm zu.

Nach einer kurzen Pause fragte er, ob das nicht der Kerngedanke eines inklusiven Settings sei. Ich war etwas irritiert und bat um Klärung. Helmut erklärte, dass für ihn Freiräume ein zentraler Aspekt eines inklusiven Settings seien. Man solle nicht strikt nach einem festen Plan arbeiten, sondern ausreichend Raum für persönliche Gespräche und aktuelle Themen lassen. Ich hörte aufmerksam zu und fühlte mich in diesem Moment gehört, da dies ein Thema war, das mich viel Zeit, Überlegungen und Energie gekostet hatte. Es hatte dauerhaft Unsicherheit in mir ausgelöst und große Zweifel gesät. Helmut's Idee, dass ein inklusiver Raum offen sein muss, bestätigte mich jedoch.

Helmut lobte weiter, indem er betonte, dass in unserer Gruppe freies Sprechen möglich ist, und dennoch Sorge ich dafür, dass wir immer im Kontext unseres Themas bleiben. Außerdem bemerkte er, dass die Gespräche in der Tiefe zugenommen haben und er Dinge erfährt, die er trotz langer Zusammenarbeit mit seinen Kolleg*innen nicht wusste. Er wirkte sehr freudig und emotional, wobei er sonst sehr in sich gekehrt und ruhig auf mich wirkt. Helmut ist häufig mein Fels in der Brandung, der mir Ruhe gibt, aber so hatte ich ihn noch nicht erlebt. Ich konnte dem nur zustimmen, musste jedoch leider das Gespräch abbrechen, da

meine Tochter auf mich wartete. Ich dachte danach noch viel über diese Worte nach und fand in ihnen sehr viel neue Motivation. (April 2023)

Nach dem Gespräch mit Helmut reflektierte ich über die Elemente eines inklusiven Settings sowie deren Verbindung zu unserer Forschung. Hierbei wurde mir bewusst, dass die eng gefasste Themenfokussierung zu repetitiven Aussagen und der Entstehung bestimmter Stereotypen führte. Besonders prägnante Erlebnisse wurden wiederholt geteilt, insbesondere Erzählungen über Schwierigkeiten mit Fahrtendiensten und deren Auswirkungen auf die Arbeitsmarktintegration der Gruppe. Ebenso wurden Erfahrungen auf dem ersten Arbeitsmarkt und die Anpassungserfordernisse regelmäßig betont.

Die Erweiterung des Diskussionsraum ermöglichte jedoch die Einführung neuer Themen im Kontext unserer Forschung und vertiefte die Gespräche. Es wurde deutlich, dass ein zu starres Festhalten am ursprünglichen Forschungsthema vermieden werden sollte, da sich Freiraum stets äußerst förderlich für die Gruppe erwies (vgl. Hauser 2020, S. 259f). Dennoch fungierte das ursprünglich erarbeitete Thema als Katalysator und ermöglichte eine gemeinsame Herangehensweise, vor allem bei den ersten Treffen. Im Verlauf des Prozesses lernten wir uns durch die Auseinandersetzung mit dem Thema „Arbeitsmarkt“ kennen und näherten uns allmählich durch den Aufbau von Vertrauen einander an (vgl. Hauser 2020, S. 264).

Zu dem Zeitpunkt während des Prozesses ergab sich die Möglichkeit, im Rahmen einer Forschungswerkstatt über Partizipative Forschung an der Universität Wien, unsere Gruppe vorzustellen. Hierdurch änderte sich unser Thema und unser Fokus lag auf der Betrachtung und Reflexion von unserer Gruppe. Dadurch beschäftigten wir uns vor allem damit, wie wir zusammen arbeiteten, denn diesen Prozess wollten wir dem Plenum präsentieren. Obwohl das kleine Zwischenprojekt viel Zeit beanspruchte, war es für die Gruppe von großer Bedeutung. Einerseits stellte es eine Öffnung nach außen dar und verdeutlichte unsere Tätigkeiten in unserem inklusiven Raum. Andererseits war es für alle Mitglieder ein besonderes Ereignis, unsere Arbeit vor einem wissenschaftlich geprägten Publikum zu präsentieren. Beide Aspekte festigten den Zusammenhalt innerhalb der Gruppe und brachten eine gewisse Ernsthaftigkeit in unsere Arbeit.

Für diese Aufgabe haben wir insgesamt vier Treffen angesetzt und uns dabei bemüht, unseren Prozess sowie sämtliche Perspektiven darzustellen. Besonders zu Beginn herrschte bei den Gruppenmitgliedern eine gewisse Verwirrung aufgrund des offenen

Zugangs. Es spielte auch eine Rolle, dass nicht nur "einfache" Interviewfragen gestellt wurden, sondern der Prozess für die Gruppenmitglieder auch eine Selbstfindung und -reflexion mit sich brachte (siehe Anhang 2). Gerade in dieser Phase half es den Beteiligten, sich an einem bestimmten Thema stark zu orientieren. Als unsere Gruppe die anfängliche Verwirrung überwunden hatte, löste das Thema eine gewisse Beklemmung aus. Die Mitglieder empfinden den Freiraum als wichtig. Die daraus resultierende Emotionalität und der Zusammenhalt innerhalb der Gruppe waren eine der wichtigsten Rahmenbedingungen für den Erfolg unseres Prozesses. Wir diskutieren darüber, wie wir inklusiver arbeiten und wie wir unsere Inklusivität weiter ausbauen können. Hierbei wollten wir es nicht nur in die Handlungen tragen, sondern für uns in den Grundzügen festmachen. Ahmed (2012) beschreibt dies anhand von Institutionen, dass die Diversität nicht nur in einzelnen Projekten sichtbar werden muss, sondern in den Grundsätzen einer Institution festgeschrieben sein sollte (vgl. Ahmed 2012, S. 24). Hieran orientierten wir uns. Wir sind zwar bei weitem keine Institution, dennoch sahen wir gewisse Parallelen, denn unsere Handlung und unser Umgang miteinander empfanden wir als inklusiv, doch in den Grundsätzen haben wir es nie festgehalten bzw. besprochen. Gemeinsames Arbeiten erfordert eine genaue Betrachtung dessen, was für einen inklusiven Raum benötigt wird und wie dieser ausgestattet sein sollte. Aspekte wie Achtsamkeit, Haltung (vgl. Hauser 2020, S. 245), Rahmenbedingungen (vgl. Hauser 2020, S. 248f), Spontanität (vgl. Hauser 2020, S. 250f), unsichtbare Arbeit und Zusammenhalt spielen hierbei eine entscheidende Rolle und tragen zur Stärkung der Gruppendynamik sowie zur Förderung von Unterstützung und Zusammenhalt bei (vgl. Hauser 2020, S. 257f, Bühler 2023, S. 224f).

Der Raum manifestiert sich als Produkt von Bewegung, wobei jedem seiner Elemente Bewegung innewohnt und somit die Entstehung von Objekten ermöglicht. Durch ein vorübergehendes Innehalten und genaues Betrachten eröffnen sich Potenziale, interessante Aspekte zu entdecken (vgl. Schneider-Reisinger 2023, S. 69f). In diesem Zusammenhang stellt der Raum keine statische Existenz dar, sondern ist wandelbar und spiegelt eine Abfolge vergangener Begegnungen und ausgehandelter Beziehungen wider. Jede zusätzliche Einbeziehung verändert den Raum und wird ihrerseits durch diesen in der Zukunft beeinflusst (vgl. Schneider-Reisinger 2023, S. 71). In unserem Kontext bietet die Gestaltung des Freiraums die Möglichkeit, sich von zahlreichen Vorgaben, Rahmenbedingungen, äußeren Einflüssen und insbesondere dem Druck

„wissenschaftlichen Arbeitens“ zu lösen. Diese Entwicklung eröffnet Perspektiven für Veränderungen und ermöglicht die Schaffung eines inklusiven Raums für uns. Dabei entstand die These – weniger als wissenschaftliche Hypothese, sondern eher als Beobachtung für unsere Gruppe – dass die Schaffung von Freiraum die Möglichkeit bietet, Zusammenhalt aufzubauen und zu festigen. Wir entwickelten uns von einer abstrakten, von Forschungsfragen geleiteten Ebene zu einer persönlicheren, tiefergreifenden Ebene, was den Aufbau und die Festigung von Vertrauen ermöglichte.

5.6 Versuche, Versuche, Versuche und ihr Scheitern

Aufgrund meiner Überzeugung von der Bedeutung der transparenten Darstellung gescheiterter Versuche, widme ich diesen einen eigenen Abschnitt. Die partizipative Forschung stellt häufig ein Wagnis dar, wobei jeder Prozess einzigartig ist und Offenheit sowie Spontaneität erforderlich sind, um auf unvorhersehbare Anforderungen oder Veränderungen angemessen reagieren zu können (vgl. von Unger 2016, S. 54). Trotz meiner Bemühungen, mich auf unterschiedliche Situationen einzustellen, ist es mir zumindest aus meiner Sicht nicht immer gelungen. Ein häufiges Thema war für mich der Anspruch „so inklusiv wie nur möglich“ zu arbeiten. Dabei machte ich mir Selbstvorwürfe, dass es nicht inklusiv genug ist. Im Nachhinein betrachtet tat ich jedoch immer das mir möglichste, um allen gerecht zu werden und meine Vorstellungen von „inklusiv“ zu leben.

In diesem Abschnitt werden die gescheiterten Versuche in kurzen Passagen angeschnitten. Ziel ist es, dem*der Leser*in einen Eindruck zu vermitteln, dass nicht jeder Aspekt von Erfolg gekrönt ist. Die Versuche beziehen sich sowohl auf die interne Arbeit innerhalb unserer Forschungsgruppe als auch auf Experimente, die im Rahmen meiner Masterarbeit durchgeführt wurden. Die Darstellung erfolgt nicht nach Wertigkeit oder Chronologie, sondern folgt eher einer Aufzählungsform mit kurzen bis gelegentlich längeren Beschreibungen der Versuche. Hierdurch soll verdeutlicht werden, dass Inklusive Forschung nicht immer einfach ist und oft von Spontanität sowie Scheitern geprägt sein kann.

*Mitnahme von Bachelorstudent*in, um das Erlebte besser greifen zu können*

Die Intention hinter dieser Entscheidung war, meine Sorgen zu zerstreuen, dass ich möglicherweise mit einer umfangreichen Gruppe, bestehend damals aus elf Gruppenmitglieder, überfordert sein könnte und vor allem nicht in der Lage wäre, jedem Einzelnen gerecht zu werden. Nach eingehender Diskussion mit meinem Betreuer entwickelte sich die Idee, mein Projekt in einem Bachelorseminar vorzustellen und es einer oder zwei Personen zu ermöglichen, daran teilzunehmen.

Da ich einen Hang zur Teamarbeit hege, fand ich diese Idee äußerst ansprechend. Sie verlieh mir sogar eine gewisse Hoffnung, die Herausforderungen der Projektgröße bewältigen zu können. Zu dieser Zeit war mein Forschungsansatz noch stark von der "klassischen" Forschung geprägt, weshalb die Unterstützung durch andere Personen vor allem dazu dienen sollte, mir bei der Erfassung meiner "Daten" behilflich zu sein. Zudem vermittelt mir die Zusammenarbeit im Team ein Gefühl von Sicherheit und Selbstvertrauen.

Nach der Präsentation meines Projekts in einem Seminar ergab sich die Möglichkeit zur Zusammenarbeit mit einer Studentin namens Annabelle. Der erste Eindruck von ihr war positiv, und wir stimmten überein, dass sie an der Forschungsgruppe teilnehmen würde. Bedauerlicherweise zeigte sich bereits während des ersten Treffens, dass diese Kooperation keine fruchtbare Verbindung darstellen würde, da ihr Engagement, der Umgang mit den Gruppenmitgliedern und ihre Eigeninitiative nicht mit den Erwartungen der Gruppe übereinstimmten. Trotz meiner Bemühungen, Offenheit und Gemeinsamkeit zu vermitteln und ihre Unterstützung bei ihrer Bachelorarbeit anzubieten, blieb die Situation unverändert. Das Ende der Zusammenarbeit gestaltete sich für mich schwierig, und so ließ ich es schließlich auslaufen. Annabelle meldete sich daraufhin nie wieder.

Die übrigen Gruppenmitglieder schienen wenig Interesse an diesem Ausgang zu zeigen und setzten ihre Arbeit unbeeinträchtigt fort. Diese Wahrnehmung änderte sich erst, als ich mit Saskia darüber sprach. Sie berichtete, dass die Einbindung von Annabelle als unerfreulich empfunden wurde. Saskia störte sich daran, dass Annabelle zwar regelmäßig teilnahm und Beobachtungsprotokolle verfasste, aber nie ihre Dankbarkeit zeigte. Des Weiteren pflegte sie nur minimale Kommunikation mit den anderen Gruppenmitgliedern und mied Gespräche, was von Saskia als äußerst unhöflich empfunden wurde. Die übrigen Gruppenmitglieder waren erleichtert, als dieses Experiment abgeschlossen war. Diese Erfahrung unterstreicht die Bedeutung offener Kommunikation und einer gemeinsamen inklusiven Haltung innerhalb partizipativer Forschungsgruppen.

„... wobei ich mir gedacht habe, Kollegin, die du da mitgebracht hast, hätte sich damals nicht nur fürs Dasein die Unterschriften holen sollen von uns alle, sondern auch, wenn sie nicht weiter da ist, hätte sie sich wenigstens verabschieden können. Irgendwie sagen, gut, okay, ich habe mir dann irgendwas angehört, und jetzt bin ich wieder draußen. Irgendwie habe ich immer von der schon erwartet, dass sie sich nochmal zu erkennen gibt, wenn ich nur nicht nur wollen, weil eine Unterschrift wollen für was, dass sie da sitzt. Ich habe mich dann definitiv gefragt, für was habe ich die Unterschrift hergeben“ (Interview Saskia, Z. 143-149).

Arbeit mit Zitaten Versuch 1

Es war meine Absicht, zu Beginn unserer Treffen verschiedene Arbeitsmethoden zu erproben, um eine Annäherung untereinander zu fördern und bereits potenziell nützliche Arbeitsweisen für die Zukunft zu erkunden. Obwohl die anderen Gruppenmitglieder diese Idee begrüßten, zeigten sie sich wenig interessiert, an der Suche nach geeigneten Methoden teilzunehmen, und übertrugen mir die Aufgabe, diese zu finden und vorzustellen. Eine dieser Arbeitsweisen umfasste die Verwendung von Zitaten aus Interviews, die im Rahmen einer Bachelorarbeit zum Thema "Arbeit" mit drei Gruppenmitgliedern geführt wurden. Zusätzlich wurden Ausschnitte aus dem autobiographischen Lebenslauf eines Gruppenmitglieds behandelt, um diese mit zuvor erarbeiteten Dualismen in Bezug auf unser Verständnis von Arbeit zu verknüpfen. Diese Zitate wurden von mir ausgewählt und dienten als Ausgangsmaterial sowie als Versuch, eine Auswertungsmethode zu testen.

Beim ersten Versuch scheiterte die Umsetzung weitgehend. Die Präsentation der Zitate und Dualismen erfolgte ausschließlich auf meinem Laptop, was für viele in der Gruppe schwer lesbar war. Zudem erforderte die einseitige Ausrichtung auf die Leinwand eine ständige Drehung, was das Gruppengefüge beeinträchtigte. Die fehlende Möglichkeit, die Zitate und Dualismen nebeneinander zu zeigen, erschwerte die Zuordnung erheblich. Trotz einer fruchtbaren Diskussion über ein Zitat war die Gesamtstruktur mangelhaft und führte letztendlich zum Scheitern. Dieses Erlebnis lehrte mich die Notwendigkeit einer sorgfältigen Planung und Überlegung solcher Aktivitäten, um zumindest die Grundlagen zu gewährleisten und die Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Gruppenarbeit zu schaffen. Am Ende des Treffens reflektierten wir gemeinsam über diese Arbeitsform. Alle Gruppenmitglieder stimmten darin überein, dass das Format an sich sehr fruchtbar war, jedoch Veränderungen in der Struktur erforderlich waren.

Infolgedessen diskutierten wir verschiedene Vorschläge, wie beispielsweise das Ausdrucken von Zitaten in verschiedenen Schriftgrößen und das Aufstellen großer Plakate mit den Dualismen. Nach einer Überarbeitung unserer Ansätze funktionierte die zweite Durchführung der Methode "Arbeiten mit Zitaten" sehr erfolgreich. Die intensive Diskussion über einzelne Zitate und die tiefgehende Erörterung der Themen wurden als äußerst faszinierend empfunden.

Autoethnographische Texte von der Gruppe schreiben

Eine weitere von uns erprobte Arbeitsmethode bestand im Verfassen autoethnographischer/autobiographischer Texte. Allerdings stieß diese Methode in der Gruppe auf geringes Interesse, und viele bevorzugten die Aufnahme eines Interviews, da sie davon ausgingen, dass "das Gleiche dabei herauskommt". In dem Bemühen, den Unterschied zu erläutern, konnten lediglich drei Personen überzeugt werden, kurze Texte über ihre Lebenserfahrungen im Kontext des Arbeitsmarktes zu verfassen. Der Beitrag einer Person entsprach nicht meinen Vorstellungen, jedoch konnte ich mich rasch von diesen Erwartungen lösen. Die anderen beiden Personen haben bezüglich dieser Texte nie wieder etwas gesagt.

Es fiel mir auf, dass meine Erläuterungen zu knapp waren, und ich ging zu wenig ins Detail. Darüber hinaus habe ich versäumt, ausreichend nachzufragen, ob die Erklärungen verstanden wurden, und meine Ausdrucksweise war zu theoretisch. Insgesamt war meine Aufmerksamkeit für alle Gruppenmitglieder unzureichend. Zusätzlich versäumte ich es, Unterstützung anzubieten, etwa die Möglichkeit gemeinsamen Schreibens zu zweit zu thematisieren und denjenigen, die Hilfe benötigten oder wünschten, meine Unterstützung anzubieten. Obwohl ich die Methode als vielversprechend empfand, scheiterte sie hauptsächlich an meinen mangelnden Erklärungen und unzureichenden Unterstützungsangeboten.

Mitschreiben bei den Treffen

In der Anfangsphase meiner Forschungsarbeit bemühte ich mich, während der Sitzungen ein stichwortartiges Protokoll zu verfassen, welches ich im Anschluss durch meine Gedankenprotokolle zu ergänzen beabsichtigte. Ziel war es, auf diese Weise eine solide Datenbasis zu generieren. Diese methodische Herangehensweise erwies sich jedoch als

nicht durchführbar, da mein vorrangiges Augenmerk darauf lag, jedem einzelnen Gruppenmitglied ausreichend Aufmerksamkeit zu schenken, während ich gleichzeitig das umfangreiche Themengebiet adäquat erfassen wollte. Das Mitschreiben erwies sich als unpraktikabel und überforderte mich. Zugleich lenkte es mich ab, wodurch mir wichtige inhaltliche Äußerungen entgingen, die ich durch gezieltes Nachfragen später rekonstruieren musste.

Insbesondere zu Beginn meiner Forschungsarbeit stellte es eine Herausforderung dar, umfassende Daten für meine Masterarbeit durch Mitschriften zu sammeln. Diese sollten insbesondere im Hinblick auf meine eigene Analyse einen umfänglichen Datensatz gewährleisten (weitere Details dazu finden sich in Kapitel 3.2).

Häufigkeit der Treffen

Die Steigerung der Häufigkeit der Gruppentreffen erwies sich aus zeitlichen Gründen als nicht realisierbar. Obwohl ich bestrebt war, ein Höchstmaß an Flexibilität zu gewährleisten, war es den Gruppenmitgliedern aufgrund ihrer Mehrfachbeschäftigung nicht möglich, zusätzliche Termine zu finden. Diese Umstände führten oft zu Frustration meinerseits und lösten Versagensgedanken in mir aus, da die Anzahl der Treffen als unzureichend erschien. In jedem einzelnen Fall musste ich hart um Termine kämpfen und wurde mir dabei immer wieder bewusst, wie sehr ich von der Verfügbarkeit der Gruppenmitglieder abhängig war. In diesen Momenten empfand ich eine tiefe Abhängigkeit von ihnen – ohne Termine, keine Fortschritte in der Masterarbeit, kein Abschluss. Diese Fremdbestimmung und Abhängigkeit verursachten erhebliche Unruhe und Besorgnis in mir. Eine Lösung für dieses Problem fand sich nicht, und so akzeptierte ich einfach die gegebenen Umstände.

Mit zunehmender Dauer des Projekts empfand ich eine gesteigerte Zufriedenheit, insbesondere weil die Bereitschaft, sich häufiger zu treffen, wuchs. Auf diese Weise gelang es uns als Gruppe, einen effektiven Drei-Wochen-Rhythmus zu etablieren. Für umfangreichere Projekte erscheint mir dies jedoch als unzureichend, da inklusive Arbeitssettings keine starren Strukturen aufweisen und ausreichend Raum für Flexibilität notwendig ist. Dabei sollte jedoch weiterhin auf die Bedürfnisse aller Beteiligten eingegangen werden, wie von Unger (2016) betont.

„Partizipative Forschung nimmt die Grundsätze der Offenheit und Gegenstandsangemessenheit der Methodenwahl (...) sehr ernst und berücksichtigt zusätzlich die besonderen Anliegen, Kompetenzen und Ressourcen der beteiligten Personen und Einrichtungen“ (von Unger 2016, S. 54f).

Begrenzung des Zeitraums

Die zeitliche Begrenzung dieses Projekts wurde vornehmlich im Kontext der Selbststeuerung gesetzt, um sicherzustellen, dass es im Rahmen meiner Masterarbeit bleibt und nicht zu stark ausufert. Rasch wurde mir bewusst, dass diese Begrenzung eine anspruchsvolle Herausforderung darstellte. Einerseits erfreute mich die Arbeit zusehends und entwickelte sich im Laufe der Zeit immer spannender. Andererseits verlor ich etwas die Kontrolle über die Projektumfänge, und die Themen für die Masterarbeit wurden zunehmend umfangreicher, was deren Begrenzung erschwerte. Obwohl unser ursprünglicher Zeitrahmen auf sechs Monate begrenzt war, wurde er aufgrund unregelmäßiger Treffen faktisch zeitlich unbegrenzt ausgedehnt. Nach zehn Monaten zog ich eine vorläufige Schlusslinie, um den Prozess im Hinblick auf die Masterarbeit zu reflektieren. Dennoch setzten wir unsere Treffen fort (Stand Mai 2024: immer noch). Das Setzen einer Schlussmarke erwies sich als äußerst hilfreich, da dieser dynamische Prozess nicht aufhörte und kontinuierlich neue Themen aufwarf. Diese anhaltende Lebendigkeit ist zwar lehrreich, jedoch auch herausfordernd, insbesondere wenn eine Abschlussarbeit verfasst werden muss.

Der Versuch, autoethnographische Texte mit Betreuern zu bearbeiten

Der Versuch der gemeinsamen Bearbeitung autoethnographischer Texte in Zusammenarbeit mit meinen beiden damaligen Betreuern wurde in Erwägung gezogen. Ziel war es, eine Art Co-Autoethnographie (vgl. Chang/Hernandez/Ngunjiri 2016) zu entwickeln oder zumindest meine autoethnographischen Texte beziehungsweise Auszüge daraus durch ihre Kommentare zu bereichern. Die Absicht bestand darin, durch die Rückmeldungen meiner Betreuer die Analyse und Reflexion meiner Textpassagen zu vertiefen und mit ihren konzeptuellen Ideen zu verknüpfen. Es gestaltet sich jedoch schwierig, den genauen Grund für das Scheitern dieses Ansatzes zu benennen, obwohl er zu Beginn als äußerst vielversprechend empfunden wurde. Ein dauerhaftes Problem, das sich bis zum Abschluss des Prozesses manifestierte, bestand in der Tiefe meiner

autoethnographischen Texte. Die Umsetzung dieser Methode sowie die adäquate verbalisierte Darstellung meiner Erlebnisse stellten mich wiederholt vor erhebliche Herausforderungen. Das Festhalten dieser tiefgehenden sozialen Erfahrungen auf Papier, unter Berücksichtigung meiner eigenen Emotionen, erwies sich als äußerst anspruchsvoll. Eine Vermutung liegt nahe, dass die mangelnde Qualität meiner Texte ein ausschlaggebender Faktor für das Scheitern der Kooperation darstellte. Zusätzlich dürften zeitliche Aspekte und möglicherweise weitere Einflussfaktoren, wie etwa Zeitmangel, zu diesem Ergebnis beigetragen haben. Letztlich verlief dieser Versuch im Sande und wurde nicht weiterverfolgt.

Dies stellt eine Auswahl an Herausforderungen, die durch bestimmte Vorgehensweisen versucht wurden auszuklammern, dar. Hierbei steht das „Scheitern“ im Vordergrund und vieles blieb bei Versuchen oder wurde angepasst. Einige Probleme lösten großen Zweifel bei mir aus, andere wurden schnell vergessen. Dennoch sollen sie hier einen Platz finden, denn ich finde es wichtig, dass das „Scheitern“ ebenso erwähnt wird und dadurch die Spontanität und Unvorhersehbarkeit einer Inklusiven Forschung unterstrichen werden kann.

6 Was bleibt?!

In dem nachstehenden Teil werden die wichtigsten Punkte des dargestellten Prozesses und die Veränderung der Gruppenmitglieder prägnant herausgearbeitet. Außerdem werden gewisse Querverbindungen hergestellt und aufgezeigt, was für unsere Gruppe und den Arbeitsprozess von Bedeutung ist/war. Daraufhin wird versucht, die Ergebnisse dieses Abschnitts in einem Kurzkonzept zur Eröffnungsphase einer Inklusiven Forschung mit freiem Zugang, widerzugeben.

6.1 Zusammenführung der Ergebnisse

Die Prämisse des freien Zugangs war ein zentrales Element unserer Forschungsgruppe. Hierbei war es wichtig, dass alle Schritte unter der Zustimmung von allen Mitgliedern getätigt wurden. Der gesamte Forschungsprozess war von ständigen Veränderungen und neuen Herausforderungen geprägt. Die Reflexion der eigenen Denkweise und die Offenlegung von Annahmen wurden zu wichtigen Schritten und die Überforderung zu

Beginn führte dazu, den Prozess als Lernerfahrung zu betrachten. Die außergewöhnliche Dynamik und der Erfolg des Forschungsprojekts basierten unter anderem auf zwei Hauptfaktoren: Dem bestehenden Zusammenhalt der Gruppe und der effektiven Integration von mir. Die ständige Reflexion und die flexible Anwendung von Methoden trugen dazu bei, dass die Gruppe erfolgreich zusammenarbeitete und ein starkes Gemeinschaftsgefühl entwickelte. Die Herausforderungen und ständigen Veränderungen verdeutlichten die Komplexität und die besonderen Anforderungen dieses Inklusiven Arbeitsprozesses.

Das Anwenden von unterschiedlichen Arbeitsweisen ermöglichte es, eine fokussierte Diskussion zu einzelnen Punkten hervorzurufen und dabei tiefere Erkenntnisse zu gewinnen. Die besondere Gruppendynamik war ein Schlüssel des Erfolgs und sie konnte auf einem bereits bestehenden Fundament durch die Gruppenmitglieder aufgebaut werden. Um die Gruppendynamik zu fördern, legten wir großen Wert auf emotionale Offenheit und Unterstützung. Jedes Gruppenmitglied war eingeladen, sich authentisch einzubringen und Unterstützung zu erfahren. Wir reflektieren regelmäßig über unsere Erfahrungen und integrieren diese Erkenntnisse in unsere gemeinsame Arbeit. Dabei hielten wir uns an Prinzipien der Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Beziehung und Partnerschaft. Jede*r Einzelne wurde ermutigt, sich persönlich einzubringen und seine*ihre Perspektiven einzubringen. Wir pflegten eine präzise und ehrliche Kommunikation, um Missverständnisse zu vermeiden und gemeinsame Ziele effektiv zu verfolgen. Über all dem steht aber der achtsame Umgang zwischen uns. Dieser ermöglichte jedem Mitglied so viel Raum und Zeit, wie notwendig zu geben und sorgte unter anderem für den außerordentlichen Zusammenhalt. Diese bewusste Förderung schuf eine dynamische und unterstützende Arbeitsumgebung, in der wir erfolgreich zusammenarbeiten konnten.

Die Integration von mir in die Gruppe war ein weiterer wichtiger Schritt, der zu einer starken Gruppendynamik, die für den Erfolg des Projekts ausschlaggebend war, führte. Durch meine offene Herangehensweise, dem stets respektvollen Umgang mit allen Mitgliedern und dem Anerkennen ihrer Expert*innenschaft gelang mir es schnell Akzeptanz zu erarbeiten und in weiterer Folge Vertrauen aufzubauen. Hierbei unterstütze mich ein bisschen die Tatsache, dass ich von Oliver, der ihnen bereits bekannt war, „geschickt“ wurde. Dennoch halte ich es als ein Kernelement der Gruppendynamik, dass es mir gelang mich gut in die Gruppe einzufügen und ich mich dabei nicht verstellen

musste. Es wird dadurch verdeutlicht, wie wichtig emotionale Offenheit, gegenseitige Unterstützung und methodische Flexibilität in der inklusiven Forschungsarbeit sind.

Die Benennung der Gruppe stellt eine komplexe Problematik dar, die von verschiedenen Faktoren beeinflusst wurde. Die Diskussion um die Selbstbezeichnung verdeutlicht die Wechselwirkung zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung. Die Entscheidung, den Mitgliedern die Wahl der Anonymisierungsmethoden zu überlassen, zeigt einen Versuch, Selbstbestimmung zu fördern. Trotz dieses Versuches zeigt sich in der Praxis, dass der Weg dorthin oft von Fremdbestimmung geprägt ist, insbesondere durch äußere Rahmenbedingungen wie universitäre Vorgaben und Zeitdruck. Die Abhängigkeit von den Gruppenmitgliedern bezüglich der Terminvereinbarungen verdeutlicht eine Form der Fremdbestimmung, die von externen Faktoren herrührt.

Die Entwicklung eines inklusiven Settings, das Raum für offene Gespräche und persönliche Themen lässt, markiert eine Verschiebung hin zu mehr Selbstbestimmung. Diese Fokussierung auf die Schaffung eines inklusiven Raums ermöglicht eine Vertiefung der Zusammenarbeit und den Aufbau von Vertrauen innerhalb der Gruppe. Die Reflexion über die Bedeutung von Freiraum und dessen Auswirkungen auf die Dynamik der Gruppe zeigt eine Verbindung zur vorherigen Diskussion über Fremd- und Selbstbestimmung. Inwiefern Selbstbestimmung und Fremdbestimmung in einem ständigen Wechselspiel stehen, haben die Diskussionen über die Benennung der Gruppe und die Schaffung eines solchen inklusiven Raums gezeigt. Die Bemühungen, Fremdbestimmung zu reduzieren und Selbstbestimmung zu fördern, wurden durch das Schaffen des Inklusiven Raums. Dennoch sollte bei der Inklusiven Forschung immer die Frage mitschwingen, wie inklusiv wirklich gearbeitet wird. Denn meiner Ansicht nach gibt es hier sehr verschiedene Ansätze, wobei ich bestrebt war, einen zu verfolgen, der versucht „so inklusiv wie möglich“ zu arbeiten. Hierbei habe ich aber schnell gemerkt, dass man auf Grund von unterschiedlichen Faktoren an seine Grenzen des Machbaren kommt. In meinem Projekt war ich sehr frei, da ich keine Fördergelder erhalten hatte oder Aufträge erfüllen musste. Dies ermöglichte mir, einen komplett freien Zugang zur Forschung und dessen Durchführung. Dass die Wirkung des Schreibens meiner Masterarbeit so groß auf mich war, überraschte mich dennoch.

Trotz unserer Bemühungen, einen aufrechten Arbeitsprozess zu gestalten, gab es auch Momente des „Scheiterns“, die jedoch als Erkenntnisquelle dienten und stets erlaubt waren. Unsere Gruppenprozesse und die Inklusive Forschung im Allgemeinen brachten

Herausforderungen mit sich, die wir in verschiedenen Experimenten und Zusammenarbeitsformen erlebten.

Ein Beispiel war die Einbindung einer Bachelorstudentin, um die Forschungsgruppe zu entlasten, was sich jedoch als unfruchtbar erwies. Saskias Kritik betonte die Wichtigkeit offener Kommunikation und einer inklusiven Haltung in der Gruppe, insbesondere von neuen Mitgliedern. Mir wurde hier bewusst, dass es nicht einfach ist, eine neue Person in eine bestehende Gruppe zu integrieren und dass das Aufbauen von Vertrauen viel Arbeit und Zeit kosten kann.

Weitere Versuche, wie die Verwendung von Zitaten aus Interviews und autobiographischen Texten zur Erkundung von Arbeitsmethoden, scheiterten anfangs aufgrund technischer Schwierigkeiten und mangelnder Struktur. Auch das Schreiben autoethnographischer Texte stieß auf geringes Interesse, hauptsächlich aufgrund mangelnder Erklärungen meinerseits und fehlender Unterstützung.

Weitere Herausforderungen ergaben sich im Mitschreiben bei Treffen, durch die Anzahl der Treffen und die zeitliche Begrenzung des Projekts. Diese Erfahrungen verdeutlichen, dass inklusive Forschung nicht nur Erfolge, sondern auch Misserfolge birgt, die allerdings wichtige Lernprozesse ermöglichen können.

Die Inklusive Forschung und die Autoethnographie stellen für mich eine fruchtbare Verbindung dar. Das Autoethnographische Schreiben war ein hilfreiches Mittel, um die stets präsenten Machtprozesse zu reflektieren und einzuordnen. Durch das in Worte fassen, ergaben sich für mich einige Momente des Machtabbaus und die Möglichkeit das eigene Handeln durch wiederholtes Nachdenken zu hinterfragen und einzuordnen. Das autoethnographische Schreiben folgte häufig einem zuvor geführten inneren Dialog und formte so eine Stütze und einen Ersatz für fehlende Reflexionspartner*innen. Der Umgang mit Macht/-verhältnissen fand aber nicht nur mit mir selbst statt, sondern nahm auch in unserem Gruppenprozess immer wieder Raum ein. Hierbei gelang es uns, diese weitestgehend durch direkte Kommunikation zu überwinden und so einen Raum zu schaffen, in welchem diese nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Die Frage, die für mich weiter im Raum stehen bleibt, ist, wie ich mein Erlebtes und Erfahrenes in Worten zum Ausdruck kann. Es scheint mir bis heute schier unmöglich, hier eine Lösung zu finden. Oder wie Bühler (2023) schreibt:

Es „... ist (...) schwierig, dieses Netz, Gewebe als Ganzes sinnvoll, adäquat, nachvollziehbar und verständlich darzustellen – und zwar so, dass es dem Gegenstand

einigermaßen gerecht wird und auch so gut es geht, das abbildet, was man tatsächlich erfahren und erlebt hat“ (Bühler 2023, S. 251).

Was am Ende dieser Masterarbeit jedoch stehen bleibt, ist die Erfahrung, wie ein solches Projekt aufgezogen werden könnte. Einiges würde ich nun anders machen, doch vieles, vor allem meine inklusive Haltung, würde ich beibehalten.

6.2 Konzept für Eröffnungsphase einer Inklusiven Arbeitsgruppe

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit der kurzen und knappen Darstellung eines Konzepts für die Eröffnungsphase einer Inklusiven Forschungsgruppe unter der Prämisse eines freien Zugangs. Ich erhebe keinen Anspruch auf Vollständigkeit und das Konzept kann sicher erweitert und ergänzt werden. Dennoch umfasst es wichtige Punkte für mich und soll eine Hilfe für Menschen sein, die sich in solch ein Abenteuer stürzen möchten und einen ersten schnellen Überblick benötigen. In der Überschrift dieses Kapitels haben ich bewusst die Bezeichnung „Inklusive Arbeitsgruppe“ gewählt, um den Zugang zu dieser Thematik möglichst offen zu halten.

Inklusive Arbeitsgruppe – Konzeptentwurf für die Eröffnungsphase:

1. Eine Gruppe von Menschen suchen. Ohne Frage, ohne Thema, ohne These!
2. Organisation von Treffen
3. Kennenlernen und Vertrauen aufbauen, dabei von Anfang an einen achtsamen Umgang prägen.
4. Thema suchen – wie? Über Gespräche, dabei das Wichtigste herausfiltern und an die Gruppe zurückspielen.
5. Arbeitsformen ausprobieren: Vorschläge machen und Vorschläge annehmen.
6. Zusammenarbeit Reflektieren (ständig in den Gruppenprozess einbauen)
7. Erarbeitetes Thema gemeinsam spezifizieren
8. Bearbeitungsformen erproben
9. Finanzierung erarbeiten
10. Startpunkt und Arbeitsform festlegen

Ein Grundsatz innerhalb einer Inklusiven Arbeitsgruppe sollte es sein, keine Entscheidungen zu treffen, ohne diese mit allen Gruppenmitgliedern abzustimmen. Dies kostet zwar Zeit, ermöglicht jedoch ein konsequentes inklusives Arbeiten. Sich selbst zurückzunehmen und dabei dennoch anzuerkennen, ein Mitglied der Gruppe mit eigenen

Ansichten zu sein, stellt ein weiteren Gelingensfaktor dar. Einen besonders wichtigen Punkt sehe ich in der Förderung einer positiven Gruppendynamik. Wie diese Förderung aussehen kann und welche Faktoren hier eine Rolle spielen, wurden immer wieder aufgezeigt (besonders Kapitel 5.4.2 und 6.1).

7 Schluss

7.1 Wie geht es weiter?

Zuerst möchte ich in diesem Schlusskapitel ein großes Dankeschön an alle Beteiligten am Prozess ausdrücken. Besonders möchte ich meine Gruppenmitglieder hervorheben, denn ohne sie hätte das alles nicht stattgefunden. Sie waren das Herz und das Gehirn unserer Gruppe und ich durfte sehr viel von ihnen lernen. Der Umgang untereinander war dabei für mich am prägendsten und lässt mich auf eine positive Zukunft schauen. Denn wenn wir es schaffen uns untereinander mit so viel Unterstützung und Respekt zu behandeln, dann kann auch unsere Gesellschaft wieder an einem Strang ziehen. Ich danke ihnen auch dafür, dass sie sich auf so ein Projekt eingelassen haben und stets mit Motivation dabei waren. Genauso danke ich ihnen für ihre Herzlichkeit und den entgegengebrachten Respekt mir gegenüber.

Die Thematik der Nachhaltigkeit beschäftigte uns als Gruppe immer wieder. Was machen wir jetzt mit unserer guten Zusammenarbeit? Haben wir jetzt so lange zusammengearbeitet, dabei heraus gefunden wie es geht, und dann ist alles einfach vorbei? Da mir von Anfang an bewusst war, dass es bei meiner Masterarbeit um einen engen Menschenkontakt geht, machte ich mir oft Gedanken darüber, wie dabei die Nachhaltigkeit aussehen kann. Eine Abschlusspräsentation in einer kreativen Form empfanden wir als zu wenig und so ergab sich zum Glück, dass Oliver sich bereit erklärte, mit uns weiterzuarbeiten.

Wir organisierten ein Treffen mit Oliver, sowie weiteren Beteiligten im Projekt Blumenwiese und versuchten bei den ersten Treffen herauszufinden, womit sich nun die große Gruppe beschäftigen möchte. Durch die Teilnahme von Oliver ergab sich neuer Schwung und eine andere Dynamik in unserer Gruppe, aber wir merkten schnell, dass wir weiter vorankamen, und das freute uns, besonders mich, alle. Im zukünftigen Projekt steht vor allem die Frage, wie inklusives Arbeiten aussehen kann, im Vordergrund. Des Weiteren sind Verknüpfungen mit anderen Inklusiven Teams geplant. In manchen Momenten kann ich es immer noch nicht glauben, dass unser Projekt weitergeht und es erfüllt mich mit Stolz. Es tut gut, dass so viel Arbeit nicht im Leeren verläuft.

Am Ende dieser Masterarbeit bleibt für mich stehen, dass ich durch die gemachten Erfahrungen deutlich mehr gelernt habe, wie solch ein Projekt aufgezogen werden

könnte. Einiges würde ich nun anders machen, doch vieles, vor allem meine inklusive Haltung, würde ich beibehalten.

7.2 Ein möglicher neuer Weg zur Inklusion

Von Gerald, Sandra, Johannes, Roland, Wolfgang

(echte Namen der Gruppenmitglieder)

Durch den respektvollen Umgang untereinander, wurden unserer eigenen Fähigkeiten gestärkt. Das Selbstbewusstsein wurde aufgebaut und die enge Zusammenarbeit ermöglichte es, eigene Fähigkeiten neu zu entdecken. Einander Helfen macht das gesamte Werk stärker und kann durch Geschlossenheit zur inklusiven Arbeit führen. Die Stärken der einzelnen haben den dynamischen Prozess vervollkommenet.

Wir danken uns, es hat sich ein neuer Weg zum Inklusiven Dasein ergeben. So wie wir zusammen gearbeitet haben, mit Zeit und Freiheit über Sachen nachzudecken, bildete sich eine Einheit, was der Schlüssel zum Erfolg für uns war. Des Weiteren freuen wir uns auf die weitere Zusammenarbeit in unserer kleinen, aber feinen inklusiven Gruppe in fortführenden Projekten.

Literaturverzeichnis

- Adams, Tony E., Ellis, Carolyn, Bochner, Arthur P., Polder, Andrea, Stadelbauer, Johanna (2020): Autoethnografie. In: Mey, G., Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Springer Fachmedien GmbH: Wiesbaden, 2., erweiterte und überarbeitete Auflage, S. 471-491.
- Ahmed, Sara (2012): On Being Included. Racism and Diversity in Institutional Life. Duke University Press: Durham, London.
- Allabauer, Gisela (2012): Das Spannungsverhältnis zwischen Selbst- und Fremdbestimmung in der Pädagogik. Universität Wien.
- Barad, Karan (2003): Posthumanist performativity: toward an understanding of how matter comes to matter. In: Signs, 28(3), S. 801–831.
- Barad, Karan (2007): Meeting the universe halfway: quantum physics and the entanglement of matter and meaning. Duke University Press: Durham, NC.
- Bartelheimer, Peter, Behrisch, Birgit, Daßler, Henning, Dobsław, Gudrun, Henke, Jutta, Schäfers, Markus (2020): Teilhabe – eine Begriffsbestimmung. Springer VS: Wiesbaden.
- Braidotti, Rosi (2002): Metamorphoses: Towards a Materialist Theory of Becoming. Polity Press: Cambridge.
- Braidotti, Rosi (2007): Transpositions: On Nomadic Ethics. Polity Press: Cambridge.
- Breinbauer, Ines Maria, Schirlbauer, Alfred (1979): Das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Pädagogik. In Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 4, S. 446-454.
- Baumert, Jürgen (2016): Leistungen, Leistungsfähigkeit und Leistungsgrenzen der empirischen Bildungsforschung. Das Beispiel von Large-Scale-Assessment-Studien zwischen Wissenschaft und Politik. In: Zeitung für Erziehungswissenschaften, 19(1), S. 215-253.
- Biewer, Gottfried (2017): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage.
- Biewer, Gottfried, Moser, Vera (2016): Geschichte bildungswissenschaftlicher Forschung zu Behinderung. In: Buchner, T., König, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung: gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 24-36.
- Bohnsack, Ralf (2011): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Verlag Barbara Budrich: Opladen & Farmington Hills, 2., durchgesehene und aktualisierte Auflage.
- Bohnsack, Ralf, Netwing-Gesemann, Iris, Nohl, Arnd-Michael (2013): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack, R., Netwing-Gesemann, I., Nohl, A. (Hrsg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Springer VS: Wiesbaden, 3., aktualisierte Auflage.
- Brehm, Alina (2021): Repräsentanzen der Shoah. Über ein Café für Überlebende und die Gegenwart der Vergangenheit. Psychosozial-Verlag: Gießen.

- Buchner, Tobias, Koenig, Oliver, Schuppener, Sandra (2016): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn.
- Budde, Jürgen, Dlugosch, Andrea, Sturm, Tanja (2017): (Re-)Konstruktive Inklusionsforschung – eine Einleitung. In: Budde, J., Dlugosch, A., Sturm, A. (Hrsg.): (Re-)Konstruktive Inklusionsforschung. Differenzlinien – Handlungsfelder – Empirische Zugänge. Verlag Barbara Budrich: Opladen/Berlin/Toronto, S. 11-20.
- Bühler, Irina (2023): Als Forschende in der Partizipativen Forschung. Rollenperformanz und Rollenkonflikt. Psychosozial-Verlag: Gießen.
- Carnemolla, Phillippa, Kelly, Jack, Donnelley, Catherine, Healy, Aine (2022): Reflections on Working Together in an Inclusive Research Team. In: Social Sciences 11(5), S. 182-194.
- Chang, Heewon, Hernandez, Kathy-Ann C., Ngunjiri, Faith W. (2016): „Collaborative autoethnography“, Routledge: London; New York.
- Clarke, Adele E. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Herausgegeben von Reiner Keller. Springer VS: Wiesbaden.
- Curdt, Wiebke (2016): Machtstrukturen im Kontext partizipativer Forschung. In: Buchner, T., König, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung: gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 247-259.
- Denzin, Norman K. (2014 [2017]): Interpretive Autoethnography. Sage: Los Angeles et. al.
- Ellis, Carolyn, Adams, Tony E., Bochner, Arthur P. (2010): Autoethnografie. In: Mey, G., Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, S. 345-357.
- Foucault, Michael (2002): Die Intellektuellen und die Macht. „Les intellectuels et le pouvoir“ (Gespräch mit G. Deleuze; 4. März 1972), in L'Arc, Nr. 49: Gilles Deleuze, 2. Trimester 1972, 3-10. In: Foucault, M.: Dits et Ecrits Schriften in 4 Bänden, Band II. 1970-1975. Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 382-393.
- Gerhardt, Volker (1999): Selbstbestimmung: das Prinzip der Individualität. Reclam: Stuttgart.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Huber: München.
- Goeke, Stefanie (2016): Zum Stand, den Ursprüngen und zukünftigen Entwicklungen gemeinsamen Forschens im Kontext von Behinderung. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S.13-21.
- Goeke, Stefanie, Kubanski, Dagmar (2012): Menschen mit Behinderungen als GrenzgängerInnen im akademischen Raum: Chancen partizipatorischer Forschung. In: Forum: Qualitative social research 13(1), S. 1-29.
- Goffman, Erving (2020 [1975]): „Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität“, Suhrkamp: Frankfurt am Main.

- Goodley, Dan (1999): *Self-advocacy in the Lives of People with Learning Difficulties*. Open University Press: Buckingham, Philadelphia.
- Goodley, Dan, Moore, Michele (2000): *Doing Disability Research: Activist lives and the academy*. In: *Disability & Society*, 15(6), S. 861-882.
- Haraway, Donna (1992): *The Promises of Monsters: A regenerative politics for inappropriated/d others*. In: Grossberg L, Nelson C, Treichler P (Hers.): *Cultural Studies*. Routledge: New York, S. 295–337.
- Haraway, Donna (2008): *When Species Meet*. University of Minnesota Press: Minneapolis.
- Hauser, Mandy (2016): *Qualitätskriterien für die Inklusive Forschung mit Menschen mit Lernschwierigkeiten*. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): *Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen*. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 77-98.
- Hauser, Mandy (2020): *Qualität und Güte im gemeinsamen Forschen mit Menschen mit Lernschwierigkeiten. Entwurf und Diskussion von Qualitätskriterien Partizipativer und Inklusiver Forschung*. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn.
- Herzog, Walter (2018): *Die ältere Schwester der Theorie. Eine Neubetrachtung des Theorie-Praxis-Problems*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 64, S. 812-830.
- Hirschberg, Marianne (2022): *Modelle von Behinderung in den Disability Studies*. In: Waldschmidt, A. (Hrsg.): *Handbuch Disability Studies*. Springer Fachmedien: Wiesbaden, S. 93-108.
- Horkheimer, Max (1952/1985): *Begriff der Bildung*. In: der.: *Gesammelte Schriften*. Bd. 8. Fischer Taschenbuch: Frankfurt am Main, S. 409-419.
- Husemann, Rudolf (2017): *Einige Bemerkungen zur Diskussion um Inklusion und Exklusion in soziologischer Sicht*. In: Gercke, M., Opalinski, S. Thonagel, T. (Hrsg.): *Inklusive Bildung und gesellschaftliche Exklusion. Zusammenhänge – Widersprüche-Konsequenzen*. Springer VS: Wiesbaden, S. 61-86.
- Koenig, Oliver, Buchner, Tobias (2011): *(Inklusive) Forschung als Empowerment?* In: Kulig, W., Schirbort, K., Schubert, M. (Hrsg.): *Empowerment behinderter Menschen. Theorien, Konzepte, Best-Practice*. Verlag W. Kohlhammer: Stuttgart, S. 267-281.
- Koenig, Oliver, Schmoelz, Alexander (2019): *Partizipative Forschung*. In: Bosse, I., Schluchter, J., Zorn, I. (Hrsg.): *Handbuch Inklusion und Medienbildung*. Beltz Juventa: Weinheim Basel, S. 350-358.
- Koller, Hans-Christoph (2010): *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft: Eine Einführung*. W. Kohlhammer Verlag: Stuttgart, 5. Auflage.
- Kreis, Silvia (2011): *Gesellschaftliche Aspekte von Arbeitsgemeinschaften im Bauwesen*. Universität Graz.
- Kremsner, Gertraud (2016): *„Weil sie mir immer eingeredet haben, es geht nicht“ – Biographische Erzählungen von Menschen mit Lernschwierigkeiten in (totalen) Institutionen*. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): *Inklusive Forschung: gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen*. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 100-111.

- Kremsner, Gertraud (2017): Vom Einschluss der Ausgeschlossenen zum Ausschluss der Eingeschlossenen. Biographische Erfahrungen von so genannten Menschen mit Lernschwierigkeiten. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn.
- Kremsner, Gertraud, Proyer, Michelle (2019): Doing inclusive research: Möglichkeiten und Begrenzungen gemeinsamer Forschungspraxis. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 44(3), S. 61-81.
- Kühner, Angelika (2018). Jenseits der Kontrollfiktion. Mut und Angst als Schlüsselemente erkenntnisproduktiver Reflexion in Forschungsprozessen. In: Brehm, A., Kuhlmann J. (Hrsg.), Reflexivität und Erkenntnis. Facetten kritisch-reflexiver Wissensproduktion. Psychosozial-Verlag: Gießen, S. 101-120.
- Liebold, Renate (2018): Autobiografieanalyse und dokumentarische Methode am Beispiel der Wirtschaftselite. In: Industrielle Beziehungen. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich, 25(1), S. 105-127.
- Moldenhauer, Anna (2015): Dialektik der Partizipation. Eine rekonstruktive Studie zu Erfahrungen von Schülerinnen und Schülern mit Partizipation in Gemeinschaftsschulen. Studien zur Bildungsgangforschung, Band 42. Verlag Barbara Budrich: Opladen/Berlin/Toronto.
- Oliver, Mike (1992): Changing the Social Relations of Research Production? In: Disability, Handicap & Society, 7(2), S. 101-114.
- Pavón-Cuellar, David (2018). Marx and Lacan on Reflexivity. From Immanent Critique to the Praxis of the Truth. In: Brehm A., Kuhlmann J. (Hrsg.), Reflexivität und Erkenntnis. Facetten kritisch-reflexiver Wissensproduktion. PsychosozialVerlag: Gießen, S. 187–210.
- Przyborski, Aglaja, Wohlrab-Sahr, Monika (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Oldenbourg Verlag: München, 4., erweiterte Auflage.
- Reason, Peter, Bradbury, Hilary (2001): Handbook of Action Research. Participative Inquiry and Practice. SAGE Publications: London, Thousand Oaks, New Delhi.
- Saalfrank, Wolf-Thorsten, Zierer, Klaus (2017): Inklusion. Verlag Ferdinand Schöningh: Paderborn.
- Schadler, Cornelia (2019): Enactments of a new materialist ethnography: methodological framework and research processes. In: Qualitative Research, 19(2), S. 215-230.
- Schäfers, Markus, Wansing, Gudrun (2020): Vorwort des Herausgebers und der Herausgeberin zum ersten Band der Reihe. In: Bartelheimer, P., Behrisch, B., Daßler, H., Dobslaw, G., Henke, J., Schäfers, M. (2020): Teilhabe – eine Begriffsbestimmung. Springer VS: Wiesbaden, S. VI-VII.
- Schmohl, Tobias (2019): Autoethnografie und wissenschaftliches Schreiben. In: Journal der Schreibberatung, JoSch 10 (2019) 18, S. 80-84.
- Schneider-Reisinger, Robert (2023): Zur Totalität von Raum – Materialistische (Behinderten-)Pädagogik von ihren Quellen her gelesen. Oder: Eine Erinnerung an Leibniz. In: Hoffmann, M., Hoffmann, T., Pfahl, L., Rasell, M., Richter, H., Seebo, R., Sonntag, M., Wagner, J. (Hrsg.): Raum. Macht. Inklusion. Inklusive Räume erforschen und entwickeln. Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 65-72.
- Schneider-Reisinger, Robert (2024), angen.: „...durchaus als docta spes, als materialistisch begriffene Hoffnung“. Methodologische Reflexionen zur

- Theoriepraxis allgemeiner/inklusive Pädagogik. In: Rosen, L., Bastian, P., Friedrich, J., Gericke, E., Hopmann, B., Köhler, S., Köper, A.: Crossing Boundaries: Methodische und methodologische Reflexionen zur (eigenen) Praxis der Inklusionsforschung. B.Budrich: Leverkusen.
- Schuppener, Sandra, Buchner, Tobias, Koenig, Oliver (2016): Einführung in den Band: Zur Position Inklusiver Forschung. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 13-21.
- Schramme, Thomas (2014): Selbstbestimmung zwischen Perfektionismus und Voluntarismus. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 59(6), S. 881-896.
- Schwartz, Ariel, Durkin, Brendan (2020): "Team is everything": Reflections on trust, logistics and methodological choices in collaborative interviewing. In: British Journal of Learning Disabilities 48, S. 115–123.
- Sennet, Richard (2006): The Culture of the New Capitalism. Yale University Press: New Haven/London.
- Sigot, Marion (2017): Junge Frauen mit Lernschwierigkeiten zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Ergebnisse aus einem partizipativen Forschungsprozess. Verlag Barbara Budrich: Opladen, Berlin, Toronto, 1. Auflage.
- Stadlbauer, Johanna, Ploder, Andrea (2016): „I start with my personal life.“ Zum Potenzial der Autoethnografie für die volkswissenschaftliche Forschung zu und mit Gefühlen. In: Beitzl, M., Schneider, I. (Hrsg.): Emotional turn?! Selbstverlag des Vereins für Volkskunde: Wien, S. 271-280.
- Stichweh, Rudolf (2016): Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. transcript Verlag: Bielefeld, 2., erweiterte Auflage.
- Stone, Emma, Priestley, Mark (1996): Parasites, Pawns and Partners: Disability Research and the Role of Non-Disabled Researchers. In: The British Journal of Sociology, 47(4), S. 699-716.
- Trescher, Hendrik (2017a): Behinderung als Praxis. Biographische Zugänge zu Lebensentwürfen von Menschen mit >geistiger Behinderung<. Transcript Verlag: Bielefeld.
- Trescher, Hendrik (2017b): Von behindernden Praxen zu einer Reformulierung des Behinderungsbegriffs. In: Behindertenpädagogik, 3 (56), S.265-281.
- Von Unger, Hella (2016): Gemeinsam forschen – Wie soll das gehen? Methodische und forschungspraktische Hinweise. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung: gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 54-68.
- Waldschmidt, Anne (2006): Soziales Problem oder kulturelle Differenz? Zur Geschichte von „Behinderung“ aus der Sicht der „Disability Studies“. In: traverse. Zeitschrift für Geschichte, 06/3 (13), S. 31-46.
- Waldschmidt, Anne (2012): Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien GmbH: Wiesbaden, 2., korrigierte Auflage.

- Waldschmidt, Anne (2018): Disability – Culture – Society: Strengths and weaknesses of a cultural model of dis/ability. In: ALTER, European Journal of Disability Research/Revue Européenne De Recherche Sur Le Handicap, 12(2), S. 67–80.
- Wagner-Willi, Monika (2016): Kritischer Diskurs Inklusiver Forschung aus Sicht der praxeologischen Wissenssoziologie. In: Buchner, T., Koenig, O., Schuppener, S. (Hrsg.): Inklusive Forschung. Gemeinsam mit Menschen mit Lernschwierigkeiten forschen. Verlag Julius Klinkhardt: Bad Heilbrunn, S. 216-230.
- Walmsley, Jan (2001): Normalisation, Emancipatory Research and Inclusive Research in Learning Disability. In: Disability & Society, 16(2), S. 187-206.
- Walmsley, Jan, Johnson, Kelly (2003): Inclusive research with people with learning disabilities: past, present, and futures. J. Kingsley Publishers: Philadelphia, PA; London.
- Weiser, Jan (2005): Behinderung, Ungleichheit und Bildung. transcript: Bielefeld.
- Weiser, Jan (2007): Für eine anti-essentialistische Theorie der Behinderung. In: Vierteljahresschrift für Behindertenpädagogik, 46, S. 237-249.
- White, Emma L., Morgan, Michelle F. (2012): Yes! I am a researcher. The research story of a young adult with Down syndrome. In: British Journal of Learning Disabilities 48, S. 115–123.
- Whitehead, Alfred North, Bubser, Edward (1995): Die Funktion der Vernunft [Nachdr.]. Stuttgart: Reclam.
- Wocken, Hans (2011): Zur Philosophie der Inklusion. Spuren, Eckpfeiler und Wegmarken der Behindertenrechtskonvention. In: Teilhabe. Die Fachzeitschrift der Lebenshilfe, Jg. 50, 2(11), S. 52-59.
- Zima, Peter V. (2017): Was ist Theorie? Theoriebegriff und Dialogische Theorie in den Kultur- und Sozialwissenschaften. A. Francke Verlag: Tübingen, 2. überarbeitete Auflage.

Online-Quellen:

- ChatGPT (2023): <https://chat.openai.com/c/165938ce-392b-49c4-a88e-0b4e108567b9> (letzter Aufruf 17.12.2023)
- Georg Feuser (2012): Menschenbilder – Ansichten und ihre Auswirkungen innerhalb der sonderpädagogischen Beziehung. <https://www.georg-feuser.com/menschenbilder-ansichten-und-ihre-auswirkungen-innerhalb-der-sonderpaedagogischen-beziehung/> (letzter Aufruf: 17.12.2023)
- Hirschberg, Marianne (2011): Behinderung: Neues Verständnis nach der Behindertenrechtskonvention. In: Information/Deutsches Institut für Menschenrechte, 4, <https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/publikationen/detail/behinderung-neues-verstaendnis-nach-der-behindertenrechtskonvention> (letzter Aufruf: 17.12.2023).
- Hübner, Catharina (2020): Gleichberechtigung und Nichtdiskriminierung: Allgemeine Bemerkung Nr.6 des UN-Ausschusses für die Rechte von Menschen mit

Behinderung. In: Information/Deutsches Institut für Menschenrechte, 32, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-68215-2> (letzter Aufruf: 17.12.23).

UN-BRK (2016): UN-Behindertenrechtskonvention. Deutsche Übersetzung der Konvention und des Fakultativprotokolls. <chrome-extension://efaidnbmnnnibpcajpcglclefindmkaj/https://broschuerenservice.sozialministerium.at/Home/Download?publicationId=19> (letzter Aufruf: 17.12.23).

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Personen MAP	43
Abbildung 2: ungeordnete MAP	43
Abbildung 3: geordnete MAP und zeitliche Einordnung	44

Anhang

Anhang 1:

Interviewausschnitte aus Interviews die mit drei Gruppenmitglieder in Zuge einer Bachelorarbeit zum Thema „Arbeit“ geführt wurden, sowie Ausschnitte aus einem autobiographischen Lebenslauf von einem Gruppenmitglieder. Diese wurden von mir ausgesucht und stellten ein Ausgangsmaterial da, um darüber zu sprechen. Es war ein Versuch eine Auswertungsmethodik auszuprobieren.

Früher hat man es genannt Beschäftigungstherapie. In dieser Zeit, wo ich 13 Jahre dort war, kam dann irgendwie die politische Entscheidung, das nicht mehr Beschäftigungstherapie zu nennen, sondern Tagesstruktur. Klingt besser. Also nicht wie? Ja, das ist halt ein anderer Name. Es ist so, wie man sich sträubt, behindert genannt zu werden. Da geht es ums Formale eigentlich. Also wie das das das Inklusion, dass die Menschen auch als gleichwertig betrachtet werden.

Also ich habe gewusst, dass bis zu einem gewissen Rahmen schon die Verantwortungen eines selbständigen Lebens was, was da schon auch gesagt wird, in einer Tagesstruktur aber sehr reduziert weil du ja nicht als, in der Verantwortung nicht so als voll genommen wirst, als als Mensch mit Behinderung. Wenn du, wenn du nicht jetzt in ein, mit dem Verpflichtungen im Arbeitsleben stehst.

Ja aber das ist auch alles ehrenamtliche Tätigkeit was man auch das ist auch das ist das ist einfach für das Selbstwertgefühl, dass man seine Fähigkeiten, Begabungen da verwerten kann. Das ist Beschäftigungstherapie. Dass man sich selber wohlfühlt

Die das war in den ersten Jahren war das so, dass wir gemischt waren mit denen, die B (T) im Berufsleben haben, mit auch einen gewissen Zeitdruck, wenn wir in Bestellungen waren und und wo die halt uns auch immer gesagt haben, ihr braucht euch nicht beschweren, weil ihr habt den Zeitdruck nicht. Wir können sozusagen mehr oder weniger tun, was wir wollen

deine Unterstützung auf der in in wie du das auf deinen persönlichen Bedarf auch hast einzugehen und dann Schritt für Schritt das zu erlernen, um das zu zu leisten. Ähm. Du bekommst aber keine, wenn du, wenn du das dann erlernt hast und produzierst, bist du weiter in der Tagesstruktur, bekommst keinen Gehalt. Du hast auch keine, keine Arbeitsversicherung und hast auch keinen Pensionsanspruch.

Genau eben das heißt, bei uns sind in der Tagesstruktur Menschen, die wirklich die Möglichkeit hätten, mit Unterstützung in eine Art Arbeitsleben hineinzukommen, wenn sie die Arbeitsplätze, die sie, die Fähigkeiten, die sie haben, und auch die Rücksichtnahme auf ihre Einschränkung. Deswegen ist das Ganze. Es ist eine kapitalistische, kapitalistische Geschichte. Das ist der, der Schlussstrich ist dort, wo das Geld nicht mehr da ist. Da hört jegliche Förderung auf

Aber dann hätten wir halt auch die, die die Rolle eines eines, eines Angestellten, eines Arbeiters mit den ganzen Verpflichtungen und Verantwortungen. So weit es halt dann individuell, dann abgestimmt wird

Ja, es ist schon Arbeit, aber es ist. Das ganze Leben ist Arbeit, einerseits. ((I lacht))
@Aber aber aber@ es ist keine anerkannte Arbeit

Entweder nimm das nimm und nimm und friss oder stirb, aber friss oder stirb, sondern friss oder stirb. Entweder oder sonst bist du entlassen, na?. Und diese eben von dem bin ich jetzt auch, deswegen bin ich auch, ben deswegen bin ich jetzt bin ich da froh, dass ich das so habe, dass ich dafür aber so freier drüber überlegen kann und mir, dass ich auch so auch mehr die Zeit habe, mir das anzuhören

Vater von ihr hatte Firma für Lehrmittelbedarf. Brauchte Arbeit – begann in Firma

Arbeitete ca. 20 Jahre an derselben Dienststelle, wo ich zwar meine Krankheit nicht verheimlichte, aber ummantelte mit meinem Behindertenpass. Dadurch hatte ich eine Sonderstellung (besseren Kündigungsschutz, mehr Urlaubstage)

Arbeit wurde schwieriger, hatte aber guten Rückhalt durch meine Vorgesetzte

(Krankheit wurde schlimmer. Anmrk. V.M.) War dann ein Jahr im Krankenstand und anschließend beantragte ich die Berufsunfähigkeitspension, in der ich mich nun seit Jahren befinde

Ja. Na, für mich definiert sich Arbeit in ehrenamtliche Arbeit und in Arbeit, wo man eben angestellt und auch angemeldet ist

Also ich bin da absolut auf Wertschätzung aus, weil Arbeit ist gut und schön, einen Job haben ist gut und schön. Wertgeschätzt ist aber gescheiter, weil der Job ist nicht nur Geld. Job muss man an Spaß machen. Weil ohne an, ohne an Spaß im Job macht man ihn ned lang

Anhang 2:

Hierbei handelt es sich um den von unserer Gruppe formulierten Text bzw. Stichpunkte, die für unseren Vortrag im Rahmen einer Forschungswerkstatt an der Universität Wien vorbereitet wurde(n).

Inklusive Arbeitsgruppe

Dieser Vortrag ist von uns allen, über uns alle. Ihr könnt gerne auch zwischendrin schon Fragen stellen, falls es gut passt.

Fragen/Anregungen:

- Könnte unsere Arbeit als Schemavorlage gelten für weitere Projekte? Gibt es sowas schon? Z.B. Inklusive Fokusgruppe/Arbeitsgruppe → zwei Vorteile: gemeinsame Themenfindung + Bearbeitung, Weiterbildung/-Entwicklung der Teilnehmenden
- Sind wir „wissenschaftlich“ genug? Wie ist die partizipative Forschung vereinbar mit den wissenschaftlichen Rahmenbedingungen v.a. mit Hinblick auf eine Masterarbeit?
- Was bedeutet es inklusiv zusammenzuarbeiten? Was braucht es tatsächlich für ein inklusives Berufsleben bzw. für eine inklusive Forschung/Wissenschaft/Universität?

Wir sind offen für Feedback, Kritik, Anregungen, etc.

Wer sind wir? (Vali)

- Fünf Expert*innen und ein Verfasser einer Masterarbeit
 - Gerald, Johannes, Roland, Sandra, und Wolfgang,
 - Projekt Agentur Sonnenklar/Drehscheibe
 - ausgebildete Peer-Streitschlichter*innen
 - Arbeiten seit 5 Jahren zusammen
 - Valentin
 - Masterarbeit betreut von Robert Schneider-Reisinger und Oliver König
 - Thema: Autoethnographische Begleitung einer Inklusiven Forschungsgruppe
- Versuchen es mit Hinblick auf die Forschungswerkstatt die Sichtweisen zu Teilen
→ normalerweise keine Trennung

Was war die Idee? (Vali)

- Ursprüngliche Idee: Valentin stellt sich Menschen mit besonderen Bedürfnissen (Begrifflichkeit wurde in der Gruppe diskutiert – schwieriges Thema) zur Verfügung und es wird versucht in einem gemeinsamen Projekt ein Thema mit „wissenschaftlichen Rahmenbedingungen“ zu bearbeiten
- Gründung einer Inklusiven Forschungsgruppe mit Start Februar 2023
 - o Ende geplant: September 2023; mittlerweile Open End (offenes Ende)
- Treffen uns alle 3-4 Wochen für 2-3 Stunden
- Vali arbeitet zwischen den Treffen am Thema und steht der Gruppe zur Verfügung für Fragen etc.
- Thema der inklusiven Forschungsgruppe: Teilhabe am Arbeitsmarkt
 - o Eigene Sichtweisen/Geschichten/Erlebnisse der Teilnehmenden sollen im Fokus der Forschung stehen
 - o Teilhabe der Teilnehmenden an unterschiedlichen Arbeitsmärkten → Wo liegt eigentlich das Problem?
 - o Masterarbeit Thema wichtig, aber nicht zentral → Prozess steht im Fokus

Herausforderungen/Unterstützungen zu Beginn (Vali)

- Erster Kontakt wurde durch Oliver Koenig hergestellt
- dauerhafte Unterstützung von dem Projekt Agentur Sonnenklar/Drehscheibe (Räumlichkeiten, Zeit, etc.)
- Termine abzustimmen, v.a. die Häufigkeit durch vielseitige Beschäftigung der Teilnehmenden (immer Dienstags nach dem sie sich eh treffen)
 - o Hat vor allem Vali am Anfang irritiert → Sorge, dass es zu wenig ist
- Aufwandsentschädigung → finanziell schwierig, noch keine Lösung
 - o Finanzielles Korsett für Menschen mit besonderen Bedürfnissen (Zuverdienstgrenzen + finanzielle Mittel von Vali)

Beginn – Sichtweise Expert*innen (Wolfgang)

- Unsicherheit – „Was will er eigentlich?“
- Verwirrtheit durch den offenen Zugang → normalerweise bekommen wir immer Interviewfragen
- Selbstfindung als wesentlicher Bestandteil
- Reden, reden, reden angestupst von Valentin

Beginn – Sichtweise Valentin

- Unsicherheit trotz Hochmut (Unsicherheit hat überwiegt)
- Flexibilität Bsp. Themenfindung
- Frei entstehender Prozess → Angst keine „Forschung“ zu betreiben
 - o „Ich brauche Daten“ → anfängliche Versuche die Gruppe leiten zu wollen
 - o Was ist Forschung/Wissenschaft?
- Was ist Inklusives arbeiten? Wie inklusiv kann man arbeiten?
 - o Inklusives Arbeiten allgegenwärtig? → Muss es mehr als eine Haltung verstanden werden?
- Raus aus der Theorieblase → löst noch mehr Unsicherheit, Verwirrung, Angst aus
- Prüfungscharakter → Ich muss liefern!

Arbeitsweise – Sichtweise Valentin

- Haben unterschiedliche Arbeitsweisen ausprobiert, hier mal ein Beispiel:
- Gruppenarbeit: Verständnis von Arbeit
 - o Große Papierrolle → weiter Arbeit mit Dualismen
 - o Mir ging es dabei mehr darum, zu sehen wie wir arbeiten können (Ausprobieren)
- Spannend wie die Gruppe zusammenarbeitet → Gruppendynamik (großes Stichwort)
- Betreiben wir inklusive Forschung oder sind wir vielleicht mehr eine inklusive Arbeitsgruppe?
 - o Wie am Titel erkennbar, würde ich uns (noch) mehr als Inklusive Arbeitsgruppe bezeichnen (Die sich an der Inklusiven Forschung orientiert)
- Ringen nach einer Arbeitsform innerhalb der Gruppe
 - o These/Gefühl/eigenes Erlebtes: Form + Inhalt verhindern → Fokus auf Inhalt einschränkend?
 - o Inklusiver Raum wird zu Freiraum → interessantere/andere Dinge entstehen
 - o Für Valentin sehr schwierig: Wissenschaftliche Standards wirken immer wieder → Angst nicht genug für die Masterarbeit zu haben

Arbeitsweise – Sichtweise Gruppe (Sandra/Gerald)

- Gruppenarbeit braucht Valentin für seine Arbeit
- Freiraum trotzdem gegeben
- Als Übung
 - Interessant
 - Sehr viel mitgenommen
- Rahmen einhalten
 - Nicht nur über Gott und die Welt reden
 - Selbstreflexion
- Für das Team wichtig mal ein anderes Thema bearbeiten
 - Vielseitiges Einsetzen der Gruppe zu unterschiedlichen Themen
 - Gruppe hat ein weites Spektrum: Interviews, Vorträge, Orf, etc.

Jetzt und Zukunft (Roland/Valentin → Dialog)

- Viel Arbeit → viele Anknüpfungspunkte sind entstanden → wir sind beim Thema angekommen
- Antrieb durch „Schuldig sein“ → gegenseitige Zeit „verbrauchen“
- Eingangsphase (kennenlernen vorbei): Jetzt sind wir bereit etwas zu starten und (intensive) Forschung zu betreiben, Bildungsreisen oder andere Projekte
- Valentin: Wohlfühlen, keine Nervosität → Sicherheit: Jetzt könnte es so richtig los gehen, aber liegt das noch in den Grenzen einer Masterarbeit? Ist alles zu groß?
 - Breiteren Blick auf Inklusion
- Unsicherheit, wie der Fokus für die Masterarbeit gesetzt werden soll → am liebsten alles reinpacken, aber schwer möglich

Was ist geplant? (Johannes)

- Weiter Arbeiten an den Zitaten aus Interviews von ihnen
 - Interviews von ihnen aus einer Bachelorarbeit, selbst geschriebene Zusammenfassung des Lebensverlaufs mit Fokus aufs Arbeitsleben
 - Gegenseitige reflexive Interviewführung über unseren Prozess
 - Kurs über leichte Sprache für Vali
 - Masterarbeit schreiben
 - Ergebnisse in einem Projekt darstellen → Wie? Noch offen.
- ➔ Abschluss ist kein Abschluss, sondern jetzt öffnen sich Türen. Fortsetzung folgt (hoffentlich)

Gleichberechtigung vs. Ungleichberechtigung

Separation durch den Arbeitsmarkt (keine Jobs → werden behindert gemacht)

Tagesstruktur ↔ Arbeitsmarkt

Hierarchie

Zwang vs. Freiwilligkeit

Existenzsicherung/Geldbeschaffung

Antrieb → Vermächtnis, Ansehen

Spaß

Überforderung (z.B. Überstunden, dauernde Erreichbarkeit)

Glücklich sein

Selbstwert (vor sich selbst und von außen)

Produktivität

Wertigkeit/ernst genommen werden vs. Abwertung

Glücklich sein

Selbstwert (vor sich selbst und von außen)

Ansehen

Tagesstruktur vs. Arbeitsmarkt

Funktionieren müssen

Team

Produktivität

Stress frei

Abhängigkeit vs. Unabhängigkeit

Selbständig sein, frei sein, unabhängig sein

Vom Elternhaus ausziehen

Gleichberechtigung

Verpflichtungen

Anhang 4: Papierrolle Gruppenarbeit: Verständnis von Arbeit

